

Emily Waters

Bienen unter der Haut



Kapitel 1

Als Stella Carter aufwacht, greift sie direkt nach ihrem Handy. Zum ersten Mal seit Wochen hat sie das Gefühl, dass heute etwas von Bedeutung passiert. Die Sonne schickt ihre Strahlen über ihr Bett und Stella dreht sich auf die andere Seite. Ihre Haut fühlt sich unangenehm verschwitzt an. Sie hat seit Ewigkeiten Probleme beim Einschlafen und wenn sie es dann endlich tut, wacht sie erst wieder auf, wenn der Hunger sie spät am nächsten Tag aus dem Bett treibt.

Jetzt ist es beinahe Mittag und sie hat eine Nachricht von Addie.

Bis in ein paar Stunden!

Vielleicht ist man mit einundfünfzig ein bisschen alt, um sich eine Mitbewohnerin ins Haus zu holen. Aber als ihre Nichte sie drei Monate nach Rons Beerdigung angerufen und darum gebeten hat für eine Weile bei ihr wohnen zu dürfen, hat Stella sofort zugesagt. Addie will nach Kalifornien ziehen und Stella hat ein freies Gästezimmer. Außerdem ist ihr Ehemann tot und begraben und sie ist allein.

Vielleicht hatte Addie genau darauf abgezielt. Als Stella angeboten hatte, nach Nashville zu fliegen und mit ihr zusammen herzufahren, hatte sie allerdings abgelehnt. Stella bestand dann auch nicht weiter darauf, weil sie gar keine Lust auf den Trip hatte, und außerdem ist Addie dreiundzwanzig und durchaus in der Lage, die Strecke allein zurückzulegen.

Jetzt, wo ihre Nichte praktisch vor der Tür steht, schaut Stella sich mit ganz anderen Augen und zunehmender Verzweiflung in ihrem kleinen Bungalow um. Sie wohnt seit eineinhalb Monaten hier, aber es sieht aus, als wäre sie erst gestern eingezogen. Da sie nach Rons Tod nicht in der gemeinsamen Doppelhaushälfte bleiben wollte, nutzte sie das Geld aus seiner Lebensversicherung, um sich den Bungalow in ihrem alten Viertel

zu kaufen. Sie hatte gehofft, vielleicht noch einmal von vorne anfangen zu können, als wäre sie gerade erst nach L.A. gezogen.

Als könnte sie die vergangenen acht Jahre ungeschehen machen.

Die letzten Monate waren furchtbar. Von einem Tag auf den anderen wurde sie von einer überaus erfolgreichen Juristin und stellvertretenden Staatsanwältin des Countys Los Angeles, die mit einem Deputy Chief des LAPD verheiratet war, zu seiner Witwe, die auf unbestimmte Zeit freigestellt war und nun durch die fünf Räume ihres neuen Zuhauses geistert.

Sie hatte das Haus für Addies Ankunft vorbereiten wollen, doch die Tage verstrichen und verschwammen ineinander, ohne dass sie aktiv wurde. Nach dem Monat, den sie sich aufgrund des Trauerfalls freigenommen hatte, entschied sie spontan, nicht zur Staatsanwaltschaft zurückzukehren. Auch ein Teil ihres Neuanfangs. Sie will die alte Stella Carter sein, eine andere Stella Carter. Die, die sie vor ihrer Ehe war, bevor sie eine vielversprechende Anwaltskarriere wegwarf und Nashville zugunsten des sonnigen Südkaliforniens verließ – alles nur, um von ihrer Familie wegzukommen.

Das war das Mutigste gewesen, was sie je getan hatte. Aber nach ihrer Ankunft in L.A. hatte man sie einem Team von Detectives der Mordermittlung zugeteilt, die ihr die schlimmsten Gesichter der Stadt zeigten: Vergewaltigungen, Morde, die zwielichtige Kehrseite der Unterhaltungsindustrie. Menschen mit Geld, die sich für unantastbar hielten.

Aber was sie eigentlich zurückhaben will, ist ihr Leben, bevor sie diese verfluchte Frau kennengelernt hat: Captain Murphy. Sie schließt die Augen und schüttelt den Kopf. Darüber wird sie jetzt nicht weiter nachdenken.

Ihr Bungalow wurde in den 1930er-Jahren gebaut und dementsprechend klein sind die Räume. Obwohl sie vor dem Umzug die meisten ihrer Habseligkeiten losgeworden ist, fühlt ihr neues Zuhause sich trotzdem vollgestopft an. Addie kommt in dem kleineren Schlafzimmer unter und während der Kaffee durch die Maschine läuft, wirft Stella einen Blick auf die aufgestapelten Kartons und Müllsäcke. Sie sollte sie auspacken, den Raum vorbereiten, aber im Moment ist ihr das alles zu viel und sie schafft es einfach nicht, das allein anzugehen.

Nichts scheint mehr wie früher zu funktionieren.

Addie trifft am frühen Nachmittag ein und trotz der vier Tage, die sie quer durchs Land gefahren ist, wirkt sie ausgeruht und entspannt. In ihren schulterlangen, blond gefärbten Haaren zeigt sich der hellbraune Ansatz ihrer natürlichen Farbe.

Stella macht einen kleinen Rundgang mit ihr und lauscht ihrem fröhlichen Geplapper. Addies Auto ist bis auf den letzten Zentimeter vollgepackt, aber sie braucht nicht einmal eine Stunde, um ihre Koffer und Kisten ins Haus zu verfrachten. Stella ist schon vom bloßen Zusehen erschöpft.

»Ich lege mich mal für eine Weile hin.«

Addie nickt. »Klar. Ich mache das hier schon.«

Innerhalb der ersten Woche schafft Addie es, Stellas Bücher – inklusive denen, die Stella noch nicht ausgepackt hatte – nach Farbe in die dafür vorgesehenen Einbauregale zu sortieren. Der Regenbogen aus Buchrücken lenkt von dem blätternden Lack des Holzes ab.

Dann fotografiert Addie ihr Werk aus verschiedenen Perspektiven. »Für Instagram«, erklärt sie.

Als wenn Stella damit etwas anfangen könnte.

Dann holt Addie einen Teil der Möbel aus der Garage ins Wohnzimmer. Innerhalb kürzester Zeit fühlt sich das Haus an, als würde tatsächlich jemand darin leben.

Innerhalb von drei Wochen hat Addie einen Job als Barkeeperin, instruiert Stella jedoch, dass sie ihren Eltern gegenüber von einem Kellnerjob sprechen soll. Stella ist es prinzipiell egal, ob Addie hinter der Bar steht – man verdient dort besser –, aber sie will auch nicht, dass ihre Nichte blauäugig in einer Kaschemme arbeitet, wo Straftaten wahrscheinlicher sind. Leute, die in solchen Läden verkehren, hat Stella jahrelang hinter Gitter gebracht.

Aber Addie versichert ihr, dass *Casey's* einfach nur ein Irish Pub ist.

»Das ist eine Cop-Bar«, sagt Stella.

»Ach ja?«, fragt Addie betont unschuldig.

Casey's befindet sich in fußläufiger Reichweite des Verwaltungsgebäudes der Polizei und der Büros der Staatsanwaltschaft. Im Laufe ihres Berufslebens hat Stella sich dort mehr als nur ein paar Gläser Wein

genehmigt. Der Laden ist nicht wirklich ihr Ding, aber die Detectives vom Morddezernat, mit denen sie gearbeitet hat, mochten die Bar.

»Was soll mir schon in einer Bar voller Cops passieren?«, will Addie wissen.

Stella sieht ihr durchdringend in die Augen. »Vielleicht sollte ich da auch anfangen«, scherzt sie, doch es klingt eher bitter. Sie muss sich langsam klar werden, was sie mit ihrem Leben anfangen will. Bis jetzt wartet sie noch darauf, dass ihr etwas in den Schoß fällt oder dass jemand sie rettet.

»Lass uns shoppen gehen«, schlägt Addie vor und wechselt damit das Thema.

Shopping-Therapie. »Okay.«

Sie lässt Addie den Hybrid fahren, den sie sich ein Jahr nach ihrer Beförderung zur stellvertretenden Staatsanwältin gekauft hat. Rons neuerer SUV steht nach wie vor in der Einzelgarage.

Als sie auf den Parkplatz einbiegen, sagt Stella: »Hey, willst du Onkel Rons Auto haben?«

Addie wirft ihr einen Seitenblick zu. »Was?«

»Es ist erst ein paar Jahre alt«, meint sie. »In echt gutem Zustand. Und es steht einfach nur rum.«

»Ich habe ein Auto.«

»Du könntest deins verkaufen.« Stella starrt auf das leuchtende, rote Logo an der Vorderseite des Ladens. »Ich könnte wahrscheinlich auch Rons verkaufen, aber es wäre wohl sinnvoller, das zu behalten, das weniger Kilometer hat.« Sie schaut wieder zu Addie. »Abgesehen davon kenne ich mich mit Autos nicht aus.«

»Vielleicht. Lass mich drüber nachdenken.«

Mit einem Einkaufswagen bewaffnet folgt Stella ihrer Nichte durch das riesige Geschäft. Addie hat eine Liste auf ihrem Handy, aber es landen auch Dinge im Wagen, die wohl eher Spontankäufe sind: eine Kerze mit Piña-Colada-Duft, eine pinke Tasse, auf der in verschnörkelter, rotgoldener Schrift *Hallo, Schönheit* steht, und ein Set mit drei Schneidebrettern aus Holz. Außerdem kauft sie ein Fünfundzwanziger-Paket samtbezogener Kleiderbügel und einen Plastikwäschekorb.

Stella zieht sich im Moment immer in der Waschküche um und nutzt die Waschmaschine als Wäschekorb. Nicht besonders erbaulich, aber effizient.

Auf dem Weg zur Kasse durchqueren sie die Bekleidungsabteilung. Addie nimmt hier drei schwarze Jeans und ein paar schwarze Tanktops mit.

»Gott, wer ist denn gestorben?«, entfährt es Stella.

Sofort fühlt sie sich dumm und der Schmerz ist wieder da.

Zu Rons Beerdigung hat Addie ein dunkelgrünes Kleid getragen, was ein winziges bisschen Farbe in den ansonsten grauen Tag gebracht hat. Stella erinnert sich noch gut an das grüne Kleid, die gelben Blumen auf dem Sarg, Captain Murphys lange rotbraune Haare, die sie hochgesteckt getragen hat, weil sie in Uniform erschienen ist. Einer von Stellas Lippenstiften ist ihr in der Handtasche aufgegangen und hat Flecken auf dem Innenfutter hinterlassen, weswegen sie die Tasche wegwerfen musste. Dann hat sie angefangen, andere Sachen wegzuworfen und sich für den Umzug entschieden.

»Das ist meine Arbeitskleidung in der Bar«, murmelt Addie. »Gehen wir.«

Zurück im Auto bestellt Stella ihnen Pizza. Nachdem sie aufgelegt hat, fragt sie: »Wie bist du eigentlich auf Casey's gekommen?«

»Wie kommt irgendwer auf irgendwas?«

»Ist das eine rhetorische Frage?«, entgegnet Stella schärfer.

»Ich habe den Pub im Internet gefunden«, antwortet Addie. »Ich kann mir auch woanders einen Job suchen, wenn es dich so sehr stört.«

»Es stört mich nicht. Ich hatte nur vergessen, wie klein die Welt sein kann.«

Später isst Stella ein Stück Pizza im Stehen in der Küche, während Addie in ihrem Zimmer telefoniert. In diesem Haus gibt es kaum Geheimnisse. Es ist schlecht gedämmt und außerdem hat Addie ihre Tür nicht zugemacht.

»Keine Ahnung. Ich habe noch nicht angefangen.« Addie wühlt in ihren Shopping-Tüten. Eine Pause. »Alles in Ordnung. Das Haus ist echt gemütlich und wir gewöhnen uns aneinander.«

Stella lauscht angestrengt, was ihre Schwägerin – Addies Mutter – am anderen Ende erwidert, aber natürlich hört sie nichts.

»Ja«, sagt Addie. »Ich meine, total depressiv, aber wärst du das nicht?«

Stella tunkt ihren Pizzarand in Ranch-Dressing, von dem etwas auf dem Weg zum Mund auf ihrem Shirt landet.

»Sie tut einfach gar nichts. Ich glaube, sie würde sich besser fühlen, wenn ich sie dazu bringen könnte *irgendwas* zu machen ... Keine Ahnung. So lange bin ich ja noch nicht hier.«

Stella geht auf, dass Addie vermutlich über sie spricht. Ist sie depressiv?

Sie schaut auf den hellen Fleck auf ihrem Shirt, die dreckige Küche, den halb leeren Pizzakarton von heute, der auf dem leeren Pizzakarton von vor zwei Tagen steht.

Sie ist einfach nur faul. Das war sie schon immer und jetzt ist Ron nicht mehr da, um sie aus ihrem Tran zu reißen. Ron ist nicht mehr da, weil jemand ins Polizeiverwaltungsgebäude eingedrungen ist und ihn einfach so erschossen hat. Jetzt ist er tot. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Sie ist nicht depressiv. Sie ist einundfünfzig und noch genauso unorganisiert, wie sie es mit vierzig, dreiunddreißig und siebzehn war. Aber es geht ihr gut und sie kann noch mal von vorne anfangen.

Stella wischt sich mit dem Handrücken erst über den Mund und ihn dann am Saum ihres Shirts ab, bevor sie es sich auszieht und in die Waschmaschine steckt.

Sie schläft in BH und Jogginghose ein. Der Ventilator in ihrem Schlafzimmer quietscht leise.



Addie ist tagsüber viel zu Hause, schläft dann aber die meiste Zeit. Stella oft auch. Sie versucht, das Haus zumindest einmal am Tag zu verlassen, schafft aber manchmal nur einen kurzen Spaziergang um den Block oder fährt in den nächsten Drugstore, um Shampoo, Rasierklingen oder Schokolade zu besorgen. Hauptsächlich Schokolade. Die Kassierer kennen sie inzwischen schon.

Dieses Mal hat sie eine Tüte Mini-Schokoriegel und eine Avocado-Gesichtsmaske dabei. Addie steht vor der Kaffeemaschine. Sie trägt

Baumwollshorts und ein graues Tanktop. Ihre Haare hat sie zu einem unordentlichen Knoten zusammengebunden.

»Hey, Schätzchen.« Stella schiebt ihre Sonnenbrille nach oben.

»Hey.« Addie gähnt und holt sich eine Tasse aus der Spülmaschine.

»Wie war die Arbeit?«

»Nicht viel los. Ich bin immer noch an der Zapfstation. Wird wohl noch eine Weile dauern, bis ich Cocktails mixen darf.« Addie ist die neueste Mitarbeiterin, also zapft sie hauptsächlich Bier und räumt Tische ab. »Du könntest es dir ja mal anschauen.«

»Ich kenne die Bar«, meint Stella.

»Nicht, während ich dahinterstehe«, sagt Addie. »Ich habe dich auch schon auf der Arbeit besucht.«

Daran erinnert Stella sich noch gut. Mit sechzehn hat Addie eine Woche bei ihnen in Kalifornien damit verbracht, in Gerichtssälen zu sitzen oder wahlweise in Stellas Büro oder mit Ron abzuhängen, der ihr ein paar Touristenattraktionen zeigte, bevor Addie das Interesse am Sightseeing verlor. Stella hat ihre Nichte immer geliebt, aber ihr ist diese erwachsene, unabhängige Version von Addie deutlich lieber als der schmollende Teenager mit dem dick aufgetragenen, schwarzen Kajal und den unzähligen Gummiarmbändern von damals.

»Du könntest heute Abend doch mal vorbeikommen«, schlägt Addie vor. »Es ist Donnerstag, da ist es immer ziemlich ruhig.«

»Honey ...« Plötzlich ist Stella unglaublich müde und will nie wieder etwas anderes tun, als in Jogginghose Süßigkeiten zu essen.

»Drinks gehen aufs Haus«, fügt Addie noch hinzu. »Wir haben diesen Wein von Markham Vineyards, den du so gerne magst.« Die Kaffeemaschine piept und Addie rührt einen Schluck Mandelmilch und ein Päckchen Süßstoff hinein, bevor sie einen Schluck trinkt. »Oh mein Gott, schmeckt das gut.«

»Ich könnte vielleicht kurz mal reinschauen«, gibt Stella nach. »Wann fängt deine Schicht an?«

»Halb fünf.«

»Gut.« Sie knabbert an der aufgerissenen Haut um ihren Daumnagel. »Vor dem Schichtwechsel. Vielleicht treffe ich dann niemanden, der mich kennt.«

»Wäre das denn so schlimm?« Addie umfasst die Tasse mit beiden Händen.

Ihr grüner Nagellack ist so dunkel, dass er beinahe schwarz aussieht, und blättert an beiden Daumen ab. Bei Stella sieht so etwas immer furchtbar aus. Bei Addie dagegen wirkt es auf natürliche Weise cool.

»Ich kann das jetzt einfach nur nicht gebrauchen«, sagt Stella.

»Na ja, es wirkt schon, als könntest du ... Und würden sie das mit Onkel Ron nicht verstehen?«

»Das mit Ron?«, fragt Stella. »Natürlich. Aber ich bin keine von ihnen mehr.« Sie schüttelt den Kopf. »Ist auch egal.« Sie erwartet von ihrer jungen Nichte nicht, dass sie versteht, wie der Hase innerhalb der Strafverfolgungsbehörden läuft.

Addie trinkt ihren Kaffee und zieht sich dann für eine Joggingrunde um. Als sie zurückkommt, geht sie duschen und macht sich für die Arbeit fertig. Sie ist komplett in Schwarz gekleidet – üblicherweise Skinny-Jeans und ein schwarzes Oberteil. Heute ist ihr Shirt mit V-Ausschnitt so dünn, dass Stella die Träger ihres Sport-BHs darunter erkennt.

So jung war Stella auch mal. Hübsch und unverbraucht.

Aber in Addies Alter studierte Stella Jura und wurde von einer der größeren Kanzleien in Nashville angeworben. Nach zehn strapaziösen Jahren entschied sie schließlich, dass sie nichts mit der freien Wirtschaft anfangen konnte. Also arbeitete sie etliche Jahre für den Bundesstaat Tennessee in dem Glauben, Leuten vielleicht helfen zu können, bevor sie auf der Suche nach einem Tapetenwechsel ins Los Angeles County zog.

Im Rückblick wünscht sie sich nun, dass sie in der Kanzlei geblieben wäre.

Dann hätte sie jetzt deutlich mehr Geld und Ron nie kennengelernt. Ein Leben ohne den Schock des plötzlichen Verlusts.

Addie sitzt umgeben von Make-up-Utensilien auf dem Boden vor ihrem Ganzkörperspiegel. Stella nimmt auf der Bettkante Platz und beobachtet sie dabei, wie sie Foundation auf ihre ohnehin schon perfekte Haut tupft, dann Concealer aufträgt, gefolgt von Puder, Bronzer und Blush. Mit ein paar wenigen Handgriffen zieht sie sich zwei gleichmäßige Wing-Lidstriche mit schwarzem Eyeliner. Stella verkneift sich den Kommentar, dass Make-up unnötig ist, weil sie es selbst immer gehasst hatte, wenn Leute das früher zu ihr sagten.

»Was ziehst du an?«, fragt Addie und sucht sich ein pinkes Wimperntusche-Fläschchen aus der Make-up-Box, die neben ihrem Knie auf dem Holzfußboden steht.

»Keine Ahnung.«

»Gehst du vorher noch duschen?«, hakt Addie vorsichtig nach.

»Wahrscheinlich.«

»Und du ziehst dir was Richtiges an?«

»Okay. Wink mit dem Zaunpfahl verstanden.«

»Ich denke nur, dass es dir guttun wird, wenn du mal aus dem Haus kommst«, meint Addie. »Und mit jemand anderem als mir redest.«

»Dass ich mit Leuten reden muss, war aber nicht ausgemacht.« Eigentlich war das scherzhaft gemeint, aber es klingt eher nüchtern.

»Du schaffst das schon.« Addie tuscht ihre Wimpern und steckt den Mascara dann zurück in die Box. »Okay, ich muss los. Wir sehen uns dann da.«

Sie gibt Stella einen Kuss auf die Wange, schnappt sich dann ihren Hoodie und ihre Handtasche und ruft auf dem Weg zur Haustür noch über die Schulter: »Und vergiss nicht, dir die Haare zu kämmen!«

Stella steht unter der Dusche und schaut dem Wasser zu, das ihre Füße umspült, bevor es in den Abfluss der Keramikwanne kreiselt. Sie verliert jedes Zeitgefühl und bis sie es schafft, sich die Haare und den Rest ihres Körpers zu waschen, ist es schon fast fünf. In ein Handtuch gewickelt verbringt sie eine weitere Viertelstunde auf ihrem Bett, bevor sie sich schließlich Unterwäsche anzieht. Darüber folgt eine Jeans und ein hellrosafarbener Pullover. Das Haareföhnen spart sie sich und knetet stattdessen etwas Schaumfestiger hinein, damit ihr Haar in goldenen Wellen lufttrocknen kann. Zum Schminken fehlt ihr die Kraft, also beschränkt sie sich auf etwas Feuchtigkeitscreme.

Da ihr Auto mehr als dreckig ist, nimmt sie Rons SUV. Am Spiegel hängt noch eine polizeiliche Parkerlaubnis. Das Innere des Autos riecht noch ein wenig nach Ron, aber sie fährt trotz ihrer Tränen los. Sie ist fest entschlossen, Addie nicht zu enttäuschen, indem sie ihr etwas verspricht und es dann nicht einhält.

Als sie im Parkhaus ankommt, wirft sie einen Blick in den Rückspiegel. Ihre geröteten, geschwollenen Augen lassen sich schlicht nicht

verbergen. Sie wischt sich mit dem Ärmel über die Wangen, mit dem Handrücken über die Nase und entscheidet sich dafür, dass ihr das egal ist. In der Bar ist es sowieso so dunkel, dass es keinem auffallen wird.

Es ist Jahre her, seit sie das letzte Mal dort war. Das war vor ihrer Ehe mit Ron, aber alles sieht noch genauso aus wie damals. Die Bartische sind alle besetzt, also wählt sie einen Hocker am Ende des Tresens, direkt an der Wand, hinter der sich die Toiletten befinden. Sie setzt sich mit dem Rücken zum Eingang.

»Was darf es sein?«, fragt eine Männerstimme.

»Ein Glas Merlot. Gerne den Hauswein«, antwortet sie, ohne aufzusehen.

Er mustert sie neugierig. »Sind Sie Addies Tante?«

Ihr Kopf ruckt nach oben. Er ist groß und jung, sieht gut aus. »Ja.«

Er grinst und entblößt dabei perfekte weiße Zähne. »Ich sage ihr, dass Sie da sind.«

»Woher wussten Sie das?«, fragt Stella.

»Sie sehen ihr ähnlich«, erwidert er. »Der Merlot kommt sofort.«

Addie ist noch vor dem Wein bei ihr. Sie schenkt Stella ein Lächeln, ein echtes, das sie übers ganze Gesicht strahlen lässt. Aber als sie näher kommt, verblasst es.

»Du bist da. Ich habe gerade hinten Zitronen und Limetten geschnitten. Geht's dir gut?«

»Alles okay.« Stella deutet mit dem Kopf in Richtung Gastraum. »Sieht alles aus wie früher.«

»Bist du dir sicher, dass es dir gut geht?«

»Ja, versprochen. Ich bin nur müde.«

»Möchtest du was zu essen? Die Küche hat gerade aufgemacht. Es gibt eine Auswahl zur Happy Hour.«

Der attraktive junge Barkeeper kommt zurück und stellt ein Glas Wein vor ihr auf der blank geputzten Theke ab, bevor er sich einem anderen Gast widmet.

Stella nippt an dem Wein, der wirklich gut schmeckt und definitiv kein Hauswein ist. Es gibt Schlimmeres, als in einer Bar ein ordentliches Glas Wein zu trinken und Addie sieht so hoffnungsvoll aus, dass Stella jetzt nicht einfach abhauen kann. Sie hat es schon bis hierhin geschafft

und etwas zu Essen wird sicher nicht schaden. »Vielleicht ein paar Nachos.«

An Nachos ist nichts irisch, aber sie sind hier ja auch in L.A.

Addie nickt. »Die kriegst du.«

Nachdem sie wieder allein ist, sucht Stella nach ihrem Handy, bis ihr aufgeht, dass sie es im SUV gelassen hat. Ihre Handtasche ist voller zerknüllter Verpackungen und Kassenzettel.

Früher hatte sie immer ein Buch dabei, selbst wenn es nur ein billiger Heftroman war, aber diese Angewohnheit hat sie schon vor ihrem Umzug nach Los Angeles abgelegt. Vielleicht sollte sie sich einen Büchereiausweis besorgen. Mal wieder etwas lesen. Sich für eine Weile hinter den Problemen anderer Leute verstecken.

Die Bar füllt sich nach dem Schichtwechsel zunehmend. Niemand kommt hier in Uniform her, aber Stella weiß genau, wer zur Polizei gehört, und erkennt sogar ein paar der Anwesenden, auch wenn sie sich kaum an ihre Namen erinnert. Wahrscheinlich sind auch Staatsanwälte unter den Gästen, aber für gewöhnlich pflegen diese keine sozialen Kontakte zu den Einheiten, mit denen sie arbeiten.

Bis sie ihre Nachos bekommt – einen riesigen Berg davon mit Bohnen, geschmolzenem Käse, Sour Cream und Pico de gallo –, ist der Pub ziemlich voll. Abgesehen von dem Barhocker neben ihrem sind alle Plätze am Tresen belegt.

Der niedliche Barkeeper schenkt ihr nach.

Ihre Anspannung löst sich ein wenig, nachdem sie etwas gegessen hat. Der Wein hilft zusätzlich. Und sie gibt nicht gerne zu, dass Addie recht hatte, aber es fühlt sich gut an, das Haus zu verlassen und was anderes zu sehen als den Drugstore oder Supermarkt.

Addie schaut mit einer kleinen Schale Cocktailkirschen in der Hand vorbei. »Hast du Spaß?«

Es ist inzwischen lauter. Die Leute spielen Songs aus der digitalen Jukebox.

Stella muss Addies Lippen lesen, um sie zu verstehen. »Die Nachos sind lecker«, sagt sie. »Vielleicht war es wirklich eine gute Idee, mal rauszukommen.«

»Hast du schon neue Leute kennengelernt?« Addies Blick wandert durch den Gasträum in Richtung Eingang.

»Für so was bin ich zu alt.« Stella ist vollkommen klar, wie verhärtet sie aussieht. Wer findet so was attraktiv? »Bringst du mir die Rechnung?« Sie steckt sich eine süße Kirsche in den Mund. Sie mildert das Brennen der Jalapeños, die unter die Nachos gemischt waren.

»Ach komm«, meint Addie. »Du zahlst hier nichts.« Sie macht eine wegwerfende Handbewegung und sieht dann erneut zur Tür.

Stella folgt ihrem Blick über die Schulter hinweg, erkennt aber niemanden dort.

»Ich hole dir eine Schachtel für die restlichen Nachos«, bietet Addie an.

»Brauche ich nicht.«

»Du hast gerade mal die Hälfte gegessen.« Addie zieht ein kleines weißes Geschirrtuch aus ihrer Schürze und wischt damit über die Theke. »Den Rest kannst du mit nach Hause nehmen.«

»Vielleicht will ich die nachher nicht mehr.«

»Dann esse ich sie«, sagt Addie. »Warte kurz.«

In diesem Moment schlagen Stellas Instinkte an und sagen ihr, dass etwas nicht stimmt. Im Gerichtssaal war sie gnadenlos und präzise, hat Angeklagten und Zeugen eine Frage nach der anderen gestellt, bis sie die richtige erwischte, um die Lügengeschichte auffliegen zu lassen. Genau dieses Gefühl hat sie jetzt auch, das Verlangen, nach der Wahrheit zu bohren, aber sie ist aus der Übung und das Bedürfnis muss sich durch viele Schichten nach oben kämpfen. Durch das Gespinnst aus Apathie und Trauer, in dem sie lebt. Sie braucht ein paar Minuten, um zu begreifen, dass Addie sie anlügt.

Sie weiß nicht, worum es dabei geht – Addie befindet sich auf der anderen Seite des Raums und holt eine To-go-Box, aber sie schaut immer wieder zur Tür.

Als sie schließlich zurückkommt, schiebt sie Stella die Schachtel über die Theke hinweg zu und sieht sich wieder um. Und dann entspannen sich ihre Schultern auf einmal.

Stella dreht sich um, um herauszufinden, auf was Addie gewartet hat. Nicht auf was – auf wen.

Hitze kriecht ihren Nacken nach oben, während sie sich ihrer Nichte wieder zuwendet. »Addison, was soll das?«, faucht sie sie wütend an.

Addie schüttelt den Kopf. »Das hier ... das hier ist eine Cop-Bar.«

Stella will von ihrem Hocker rutschen und durch die Hintertür verschwinden, aber es ist zu spät. Captain Elizabeth Murphy kommt bereits auf sie zu. Sie trägt einen schwarzen Bleistiftrock, eine pfirsichfarbene Bluse und schwarze Pumps. Ihre Handtasche hängt über einer Schulter und ihre schulterlangen, rotbraunen Haare sind ordentlich nach hinten gekämmt.

Stella hat sie seit der Beerdigung nicht mehr gesehen und davor schon nicht mehr, seit Stella eine Beförderung angenommen und Captain Murphys Morddezernat verlassen hat. Aber sie erinnert sich noch sehr gut an sie. Auch ohne ihre Uniform vergisst man Elizabeth nicht so schnell. Mit ihren hohen Wangenknochen und faszinierenden grünen Augen sieht sie aus wie eine junge Greer Garson, obwohl Captain Murphy zehn Jahre älter als Stella ist.

Bei der Beerdigung hat sie Stella eine Hand auf den Arm gelegt und ihr Beileid für ihren Verlust ausgesprochen, für den Verlust, den es auch für die Truppe bedeutet. Und dann hat Lieutenant Sam Warren sie weggeführt.

Elizabeth bleibt an der Bar stehen und wirft Addie einen kurzen Blick zu. »Sie haben Ihr nicht gesagt, dass ich komme?«

»Ich dachte ... ich ... Sie wäre nie ...«

»Addie!«, ruft jemand vom anderen Ende des Tresens.

»Tut mir leid«, entschuldigt sie sich und flitzt davon.

»Tja ...«, meint Elizabeth und wendet sich Stella zu. »Wie geht es Ihnen denn?«

»Ich ...« Panik überrollt sie. »Ich muss los.« Sie schnappt sich ihren Mantel und eilt in Richtung Tür. Die Nachos bleiben vergessen auf der Theke zurück, zusammen mit dem Rest ihres Weins.

»Warten Sie!«, ruft Elizabeth ihr hinterher, aber Stella ist schon durch die Tür und draußen in der kühlen Nachtluft.

Ihr ist schwindelig, als sie wieder in den SUV steigt.

Darin riecht es immer noch nach Ron und sie beginnt erneut zu weinen.

Kapitel 2

Stella hat den ganzen Weg nach Hause geweint. Und im Bad beim Zähneputzen auch. Und dann weint sie sich in den Schlaf. Als sie aufwacht, fühlt sie sich ein bisschen verkatert, taub und merkwürdig neben der Spur. Sie merkt, dass ihr Gesicht geschwollen und die Haut unter ihren Augen empfindlich ist.

Blinzelnd schaut sie in die helle Vormittagssonne – Vorhänge stehen auf ihrer Liste, insbesondere jetzt, wo der Frühling vor der Tür steht und die Tage länger werden. Draußen zwitschern Vögel und aus der Küche dringt das Klappern von Kochgeschirr und Tellern. Sie riecht Speck.

Stella schlägt die Decke zurück und schleicht sich ins Bad. Aber die Rohre sind alt und die Toilette spült laut. Der Wasserhahn quietscht, als sie ihn aufdreht, um sich die Hände zu waschen und die Zähne zu putzen.

Sie mustert ihr Spiegelbild. Ihr Gesicht ist tatsächlich geschwollen. Das, was sie früher mal als attraktiv an sich empfunden hat – helle Haut, lockige blonde Haare, dunkelbraune Augen – lässt sie nun schmal und bleich aussehen. Sie wirkt zunehmend nach außen so, wie sie sich innerlich fühlt.

In der Küche rührt Addie gerade in einem Topf auf dem Herd. Offenbar gibt es frische Biscuits und Gravy und das klassische Südstaatenfrühstück weckt Erinnerungen. Daneben steht gebratener Speck. In einer Pfanne wartet Rührei darauf, serviert zu werden. Die Carters bringen Entschuldigungen immer in Form von Essen rüber.

Addie hat sich die Haare nach hinten geklemmt und trägt Baumwollshorts und einen Kapuzenpullover. Sie sieht Stellas Bruder Thom so ähnlich, aber die Haar- und Augenfarbe hat sie von ihrer Mutter Joyce.

Ihre Nichte wirft ihr einen Blick über die Schulter zu, bevor sie sich wieder der Soße widmet. »Ich hoffe, du hast Hunger.«

Stella mustert sie und das Festessen. »Ich habe immer Hunger.« Ihre Stimme klingt heiser von den Tränen des vergangenen Abends.

Die Anspannung weicht sichtlich aus Addies Schultern.

Stella kann ja nicht ewig sauer auf sie sein. Aber sie will ... eine Erklärung.

Addie hat die Post und den restlichen Kram auf dem Küchentisch beiseitegeschoben und ihn mit Tellern und Besteck gedeckt. Das Essen ist gut, aber Addie war schon immer eine gute Köchin. Eigentlich ist sie in allem gut, was sie anpackt. Alle haben sich Sorgen gemacht, als sie nach ihrem Collegeabschluss noch keinen fixen Plan für ihre berufliche Zukunft hatte, aber Stella macht sich da keine großen Gedanken. Addie wird eine gute Barkeeperin werden und falls sie sich irgendwann einen anderen Job sucht, wird sie auch den wunderbar meistern. Und wenn sie sich dafür entscheidet, zu heiraten und ein paar Kinder zu bekommen, wird sie auch zweifellos eine hervorragende Mutter.

»Hör mal ...«, setzt Stella zum Sprechen an, nachdem sie fertig gegessen haben.

»Nein«, unterbricht Addie sie. »Es tut mir leid. Ich habe dir zu schnell zu viel aufgedrängt.«

Stella spielt mit ihrer Gabel in dem Rest Gravy auf ihrem Teller herum und beobachtet, wie die Zinken Furchen hineinziehen, die sich gleich wieder schließen. »Honey, du verstehst das nicht.«

»Ich meine, es war meine Idee, also übernehme ich auch die volle Verantwortung dafür. Und ich kann total nachvollziehen, dass jeder auf seine eigene Art trauert und man sich die Zeit nehmen muss, die man braucht. Ich sollte mich da raushalten.« Sie schaut auf ihre Hände, die sie im Schoß gefaltet hat. »Deswegen tut es mir wirklich leid.«

Stella schweigt einen Moment, während sie verarbeitet, was Addie gerade gesagt hat. Bis das gesackt ist, stapelt Addie schon Geschirr im Spülbecken.

»Addie«, meint sie. »Was meinst du damit, dass es deine Idee war?«

»Was?« Sie dreht sich um.

»Du hast gesagt, dass es deine Idee war. Was meinst du damit?«

»Mal aus dem Haus zu gehen«, erwidert Addie.

»Und mich mit Captain Murphy zu treffen?«

»Na ja, es ist ... es ist eine Cop-Bar.« Addie verschränkt die Arme vor der Brust. »Du hättest da ja alle möglichen Leute treffen können.«

»Aber du hast die Tür im Auge behalten«, sagt Stella. »Du hast auf Elizabeth Murphy gewartet, oder?«

Addie gießt die übrig gebliebene Soße aus dem Topf in eine Plastikdose.

»Woher kennt ihr euch überhaupt?«, will Stella wissen.

»Wir haben uns auf der Beerdigung kennengelernt. Das weißt du doch.« Addie öffnet eine Schublade und wühlt darin herum. »Gibt es für das Ding auch einen Deckel?«

»Die Beerdigung ist Monate her.«

Addie wühlt weiter, schließt die Schublade dann aber wieder, um die darüber zu öffnen, der sie eine Rolle Alufolie entnimmt.

»Addie!« Stella lässt nicht locker.

Ihre Nichte reißt ein Stück Folie ab und schließt damit die Soßendose. »Wir haben auf der Beerdigung Nummern ausgetauscht. Nur für den Fall der Fälle.«

»Was für ein Fall soll das sein?«

»Keine Ahnung!«, entgegnet Addie. »Ich habe nicht groß darüber nachgedacht. Alle waren so traurig und durcheinander. Ich hatte das mit der Telefonnummer eigentlich ganz vergessen, aber als du deinen Job gekündigt hast, hat sie davon erfahren und mir eine Nachricht geschrieben, um sich nach dir zu erkundigen.«

»Oh Gott.« Stella vergräbt das Gesicht in den Händen.

»Du weißt doch, wie so was läuft. Plötzlich kommt man irgendwie ins Gespräch. Sie ist nett.«

Stella schnaubt spöttisch. »Captain Murphy ist nicht nett.«

Elizabeth Murphy ist eine ausgezeichnete Polizistin, aber auch eine regelbesessene Eiskönigin, die mehr Zeit damit verbracht hat, mit Stella zu streiten, als mit ihr zu arbeiten. Cops und Juristen müssen zusammenarbeiten, aber die Staatsanwaltschaft berücksichtigt inkompatible Persönlichkeiten bei der Zuteilung ihrer Mitarbeiter zum LAPD nicht. Stella war sich bis zum Schluss nicht sicher, ob sie und Captain Murphy nicht miteinander klarkamen, weil sie zu verschieden oder sich zu ähnlich waren. Die Frau war stur, speißig und

unnachgiebig. Captain Murphy hielt Stella für manipulativ und Stella sie für un kreativ.

Der Hauptunterschied zwischen ihnen besteht – oder bestand – darin, dass Elizabeth Murphy gut innerhalb der Grenzen arbeiten kann, die das Gesetz ihr vorgibt, und Stella das Gesetz für sich arbeiten lässt. Diese fundamentalen Differenzen in ihrer Herangehensweise konnten sie nie überwinden. Also wurden sie auch nie warm miteinander, warfen sich bissige Kommentare an den Kopf und es entwickelte sich nie eine Freundschaft.

Irgendwann schafften sie es schließlich doch, miteinander zu koexistieren. Fünf Jahre nach Stellas Zuteilung zum Morddezernat gingen sie beinahe nett miteinander um – bevor Stella herausfand, dass Captain Murphy, die regeltreuste Frau, die sie kannte, mit Lieutenant Warren schlief. Das warf sie aus der Bahn und sie fühlte sich sogar ein wenig hintergangen, also bewarb sie sich um eine Beförderung, anstatt darüber nachzudenken, *warum* sie so empfand.

»Sie scheint sich echt Sorgen um dich zu machen«, meint Addie. »Auf eine sehr nette Art, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Du kannst dich nicht mit ihr unterhalten, Addison. Das ist nicht okay.« Stella hatte so hart daran gearbeitet, ihre Familie und Karriere voneinander zu trennen. Bei ihrer Familie war sie einfach nur Tochter, Tante oder Schwester. Im Gerichtssaal galt sie bei ihren Kollegen, gegnerischen Anwälten und Richtern als hartnäckig, sogar aggressiv. Addie weiß nicht, welchen Ruf ihre Tante dort genießt und Stella würde es auch gerne dabei belassen, insbesondere da dieser Teil ihres Lebens vorbei ist. Wenn Addie und Captain Murphy miteinander Zeit verbringen, verschwimmen die Grenzen automatisch irgendwann.

»Ich verstehe nicht, was du gegen sie hast, Tante Stella.«

»Ich will nicht darüber reden.« Es wäre viel zu kompliziert, zu erklären, was sie selbst nicht versteht. Stella lässt die Ereignisse des Abends erneut Revue passieren: den Wein, das Essen, die vertraute Umgebung, die bekannten Gesichter. Das Gefühl, belogen zu werden. »Casey's ist eine Cop-Bar ...«

Addie beißt sich auf die Unterlippe.

»Hat sie dir den Job dort verschafft?«, fragt Stella, der plötzlich ein Licht aufgeht.

Addie nickt.

Und damit geht Stella zurück ins Bett.



Stella wünschte, sie könnte irgendwo anders schmollen – in einem Büro oder Ferienhaus –, wo ihr jemand eine Tasse heiße Schokolade macht und sie für eine Stunde jammern lässt. Die Ironie dahinter entzieht sich ihr nicht: Sie braucht Freundschaft und deswegen hat sie Addie in ihr Zuhause eingeladen. Aber Elizabeth war nie ihre Freundin. Ihre Beziehung wurde zum Ende hin weniger unterkühlt, ging aber nie über das Berufliche hinaus. So oder so kann Stella auch keine Freundschaft mit ihr aufbauen, weil die Frau etwas an sich hat, das etwas vollkommen Unbekanntes in Stella entfesselt.

In ihrer Gegenwart ist sie nicht sie selbst. Hat keine Kontrolle über ihre Gefühle. Wenn Stella ein Berg Dynamit ist, dann ist Elizabeth ein lichterloh brennendes Streichholz.

Und Stella kann es sich nicht leisten, zu explodieren.

Sie verkriecht sich den ganzen Nachmittag im Bett, starrt auf ihr Handy und döst. Sie ist ständig so müde, egal, wie viel sie schläft. Nachdem sie gehört hat, wie Addie duscht und das Haus verlässt, rafft sie sich auf und lässt sich ein Bad ein, zündet eine Kerze an und macht das Deckenlicht aus.

Sie bleibt lange im heißen Wasser liegen. Als sie den Stöpsel schließlich zieht, ist es draußen beinahe schon dunkel und die flackernde Kerze erhellt den dampfigen Raum um sie herum. Sie wickelt sich ein Handtuch um die Haare und ein zweites um den Körper, bevor sie über den Spiegel wischt, um ihr verschwommenes Spiegelbild darin zu erkennen.

Erst jetzt geht ihr auf, dass sie Elizabeth ja einfach anrufen und ihre ein paar Takte sagen könnte.

»Halten Sie sich von Addie fern«, sagt sie zum Spiegel. Dann wiederholt sie es noch einmal in dem Versuch, ernster und nachdrücklicher zu klingen. »Halten Sie sich von Addie fern!«

Sie putzt sich die Zähne und bürstet ihre Haare. Zieht sich ordentliche Kleidung an – einen BH, einen sauberen Slip und ein knielanges Kleid

aus weichem altrosafarbenem Stoff mit kleinen Flügelärmeln. Der Schnitt sieht immerhin nicht wie ein Sack an ihr aus. Dann setzt sie sich an den Schminktisch in ihrem Schlafzimmer und trägt Feuchtigkeitscreme auf ihre Haut auf, tupft sich etwas Concealer unter die Augen, tuscht sich die Wimpern, entscheidet sich für einen Nude-Lippenstift und verleiht ihren Wangen mit etwas Blush eine gesündere Farbe. Sie dreht die langen Strähnen ihres Ponys ein und steckt sie nach hinten fest. Anschließend betrachtet sie ihr Werk. Seit Langem sieht sie wieder ein bisschen mehr aus wie sie selbst.

Damit fühlt sie sich bereit genug, um in der Küche ihr Handy aus der Handtasche zu holen, nur um dabei festzustellen, dass der Akku leer ist. Sie zieht dem Toaster den Stecker – offenbar brauchten die Leute in den 1930ern nicht so viele Steckdosen – und hängt ihr Handy an den Strom.

Als es schließlich wieder genug Saft hat, um sich einschalten zu lassen, scrollt sie durch die Benachrichtigungen, um zu sehen, was sie verpasst hat. Ihr ältester Bruder Brick hat ihr eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen, in der er mit ihr schimpft, dass sie nicht ans Telefon geht. Thom hat ihr eine Textnachricht geschickt, in der er sich nach Addies Geburtstag im Mai erkundigt und ob die Familie vielleicht nach L.A. kommen könnte? Außerdem ist da noch eine Nachricht von Addie vom Vorabend, in der sie darum bittet, dass Stella in den Pub zurückkommt.

Sie öffnet ihre Kontaktliste und sucht Elizabeths Eintrag. Ein Bild hat sie nicht eingespeichert, aber die Handynummer und sogar eine Adresse. Jemand – Warren oder Esposito – muss ihr wohl irgendwann die vollständigen Kontaktinfos geschickt haben. Die beiden kannten sie immerhin schon sehr lange.

Stella versucht immer noch, genug Mut aufzubringen, um die Nummer anzutippen, als ihr Display auf einmal blinkend Elizabeths Namen anzeigt. Hat sie draufgedrückt, ohne es zu merken? Doch dann geht ihr auf, dass Elizabeth sie gerade anruft. Was für ein merkwürdiger Zufall.

Der Anruf versetzt Stella einen regelrechten Schock und bringt sie vollkommen aus dem Konzept. Mit einem angespannten »Hallo?« nimmt sie den Anruf an.

»Stella.« Elizabeths Stimme klingt tief und leise und Stella lässt sich gegen die Arbeitsplatte sinken.

»Hi«, erwidert sie dümmlich. Wo ist ihre Wut hin? Ihre Empörung? Elizabeth hat ihr vollkommen den Wind aus den Segeln genommen, indem sie Stella zuerst anruft. Was so typisch für sie ist.

»Ich wollte mich nur kurz bei Ihnen melden«, sagt Elizabeth. »Ich hoffe, dass ich Sie gestern Abend nicht in Verlegenheit gebracht habe.«

»Tatsächlich wollte ich Sie gerade deswegen anrufen.«

»Oh?«

Das Scheinwerferlicht vom Auto ihrer Nachbarn gegenüber fällt durchs Küchenfenster, als diese in ihre Einfahrt einbiegen. »Ich verstehe nicht, warum Sie Kontakt zu meiner Nichte halten, Captain.«

»Ah.« Elizabeth schlägt ihren freundlichsten, nettesten Tonfall an, den sie normalerweise auf Opfer oder trauernde Angehörige von Ermordeten beschränkt. »Sie war nach dem Tod Ihres Manns sehr besorgt um Sie, Stella. Das waren wir alle. Ich habe nur meine Unterstützung angeboten, falls sie sie braucht.«

Stella schnaubt spöttisch und tippt mit den Nägeln auf die geflieste Anrichte. »Sie haben kein Recht, meine Nichte in Ihre Welt aus Mord, Tod und den schlimmsten Menschen der Welt zu ziehen. Sie ist noch ein Kind.«

Elizabeth zieht deutlich hörbar scharf Luft ein. »Ich verstehe, warum Sie das so sehen, aber ich will wirklich nur helfen. Ihr und Ihnen.«

»Klar«, erwidert Stella. »Natürlich.«

»Es war schön, Sie wiederzusehen.« Das ist dann wohl ein Ölweig, den Elizabeth ihr reicht. »Vielleicht könnten wir uns ja mal zum Essen oder auf eine Tasse Kaffee treffen. Uns auf den neuesten Stand bringen.«

Stella lehnt ihre warme Stirn gegen die kühlen Fliesen. »Das halte ich für keine gute Idee, Captain.«

»Ich verstehe.«

»Ich ... Seien Sie einfach vorsichtig bei Addie.«

»Stella ...«

»Bis dann.« Stella beendet den Anruf. Legt das Handy weg. Öffnet die Hintertür, um den Kopf in die Nachtluft zu halten und ein paarmal tief durchzuatmen.

Diese Frau tut ihr nicht gut. Überhaupt nicht gut.



Sie träumt von Ron. Sie sind im Großraumbüro des Morddezernats. Er trägt seine LAPD-Uniform und sie ist noch Captain Murphy zugeteilt. Sie unterhalten sich, bis er sich plötzlich den Bauch hält und sie entsetzt anstarrt. Er hebt die Hände. Sie sind voller Blut.

»Warum?«, fragt er.

Sie schaut auf die Pistole, die sie in den Händen hält und ihr entfährt ein Schrei.

»Alles gut. Es ist alles gut.« Addie rüttelt sie wach.

Stella ist einen Moment lang verwirrt, weil es dunkel ist und das Zimmer nur vom Ganglicht erhellt wird, wodurch sie Addie kaum erkennt.

»Es war nur ein Albtraum.«

Stella ist verschwitzt, ihr ist schlecht und eins ihrer Beine ist in die Quilt-Decke gewickelt. Sie setzt sich ein wenig auf und streicht sich die Haare aus dem Gesicht. »Alles okay. Tut mir leid.«

Addie schüttelt den Kopf. »Möchtest du darüber reden?«

»Nein.« Stella zieht die Knie an die Brust und schlingt die Arme darum. »Ich, hm, erinnere mich an nichts.«

»Okay.«

»Wie spät ist es?«

»Drei.«

Erst jetzt merkt Stella, dass Addie noch ihren Mantel trägt und ihr Make-up verschmiert ist. Ihre Handtasche steht neben dem Bett auf dem Boden. »Bist du gerade erst nach Hause gekommen?«

»Ja. Ich habe abgeschlossen«, erwidert Addie. »Ich wollte gerade ... Willst du vielleicht einen Film schauen oder so?«

»Ja«, sagt Stella. »Gern.« Alles ist besser, als wieder einzuschlafen.

Stella nimmt ihren Quilt mit auf die Couch. Addie macht salzig-süßes Popcorn in der Mikrowelle, wie Stella es mag. Sie stellen die große Schüssel zwischen sich und kuscheln sich unter den Quilt. Addie zappt durch die Fernsehkanäle, bis sie eine Romantikkomödie findet. Gerade ist Werbepause.

Stella wirft Addie einen Seitenblick zu. Im Licht des Fernsehers wirkt sie müde und erschöpft. Sie hat dunkle Ringe unter den Augen.

»Geht es dir gut?«, fragt Stella. »Gefällt es dir hier in Kalifornien?«

Addie schaut sie an. »Ja, ich bin gern hier. Es ist anders. Ich habe die Veränderung gebraucht.«

»Hast du kein Heimweh?«

»Nein. Vielleicht wenn ich alleine wäre, aber ich habe ja dich.« Addie lächelt. »Ich wünschte nur, ich könnte dir mehr helfen.«

»Ich werde einfach noch eine Weile traurig sein, glaube ich. So läuft das eben. Mir ist klar, dass das für dich nicht besonders toll ist.«

»Schon in Ordnung«, meint Addie. »Ich habe Montag frei. Vielleicht könnten wir da ja was zusammen unternehmen. An den Strand fahren oder so.«

»Machen wir.«

Addie wendet sich ein paar Minuten lang wieder dem Film zu, bevor sie wieder das Wort ergreift. »Hast du mit Elizabeth gesprochen?«

»Was?«

»Sie hat gesagt, dass sie dich anrufen und sich entschuldigen will.«

»Wir haben uns unterhalten«, sagt Stella. »Aber wir waren nie Freundinnen. Und ich brauche sie auch jetzt nicht als Freundin, nur weil mein Mann tot ist und sie mich deswegen bemitleidet.«

Addie presst die Lippen aufeinander und senkt das Kinn auf die Brust. »Ich mag Elizabeth wirklich. Und ich kenne hier sonst niemanden. Nicht so richtig.«

»Du kennst mich. Und deine Freunde von der Arbeit ...«

Addie schaut Stella abrupt an. »Es ist in Ordnung, wenn du sie nicht magst, aber du hast kein Recht, für mich zu entscheiden, ob ich Zeit mit ihr verbringen darf.«

»Okay«, meint Stella. »Aber halt mich aus der Sache raus.«

Sie schauten den Film weiter, bis Addie sich ins Bett verabschiedet.

Stella bleibt vor dem Fernseher sitzen, bis die Sonne aufgeht. Dann zieht sie sich an und fährt zum *Coffee Bean*. Dort reiht sie sich in die Schlange der Leute ein, die auf dem Weg zur Arbeit einen Zwischenstopp hier einlegen, und bestellt einen klebrig süßen Kaffee, der eigentlich mehr aus Schokolade besteht. Den Großteil trinkt sie im Auto, in dem sie

dann noch eine Weile durch die Gegend fährt, bis sie zu dem Restaurant kommt, in dem sie mit Ron an seinen seltenen freien Vormittagen oft frühstücken gegangen ist. Damals, als sie sich frisch kennenlernten, vor ihrer Hochzeit. Das hat sie bis eben ganz vergessen.

Mit einem Koffeinschub und dem Bauch voller French Toast ist die Bücherei ihr nächstes Ziel. Sie lügt die Frau am Tresen an und behauptet, dass die Adresse auf ihrem Führerschein aktuell ist, und bekommt für ihre Sünde auch prompt einen Büchereiausweis verliehen. Sie streift durch die Regale, stöbert durch die neuen Bücher. Dann greift sie nach einem CIA-Spionageroman, doch die Prämisse ist so albern, dass sie ihn wieder wegstellt und geht, ohne etwas auszuleihen.

Als Nächstes fährt sie zum Supermarkt und kauft Milch und Kaffeesahne, Butter, Brot und Eier. Dinge, die normale Menschen immer im Haus haben. Und sie macht weiter, bis der Einkaufswagen voll ist.

Als sie nach Hause kommt, ist Addie wach und beobachtet sie dabei, wie sie die erste Einkaufstüte hereinbringt. »Wo warst du?«

»Nur ein paar Besorgungen erledigen«, sagt Stella. »Du kannst mir mit den Tüten helfen.«

»Du warst einkaufen?« Addie klingt überrascht.

»Ja.« Verärgerung schleicht sich in Stellas Stimme, aber sie versucht, sie zu verbergen. »Ich dachte mir, dass wir wohl Lebensmittel im Haus haben sollten, wenn du schon für mich kochst.«

Addie scheint ihren Tonfall nicht zu bemerken. »Großartig.« Das klingt absolut ehrlich. Sie geht nach draußen, um zwei Tüten zu holen.

Als nur noch eine Zwölferpackung Coladosen übrig ist, schnappt Stella sie sich und schließt den Kofferraum des SUV.

Sie fährt ihn jetzt doch gelegentlich. Stella kann ihn inzwischen sogar fahren, ohne in Tränen auszubrechen. Tatsächlich schwindet der Duft nach Ron, je öfter sie das Auto benutzt. Und es gefällt ihr, höher zu sitzen – so fühlt sie sich sicher, als würde sie einen großen schwarzen Panzer fahren. Es macht es ihr etwas leichter, das Haus zu verlassen.

Früher hatte sie nie Angst, sich der Welt zu stellen.

Addie hilft ihr beim Auspacken der Einkäufe. Sie hat so viele Cornflakespackungen und Dosenfutter mitgenommen, dass sie einen der Schränke zur Behelfsspeisekammer umfunktionieren müssen.

Die schlaflose Nacht holt sie ein, also entscheidet Stella sich für ein Nickerchen. Als sie wieder aufwacht, geht die Sonne bereits unter und Addie ist weg.

Sie gießt sich ein Glas Wein ein und geht in den Garten, wo sie den Himmel beobachtet, wie er sich von Orange zu Violett färbt und dann in Dunkelheit versinkt, in die sternlose Weite, die in dieser Stadt die Nacht darstellt.



Am Montag fahren sie nach Santa Monica, essen Fisch-Tacos bei Wahoo's und gehen dann weiter zum Pier. Sie beobachten die Passanten und bummeln durch die Geschäfte, ohne etwas zu kaufen. Stella bietet eine Karussell- oder Riesenradfahrt an, doch Addie lehnt beides höflich ab.

Einem Besuch des Aquariums stimmt sie allerdings zu und Stella blecht die zehn Dollar Eintritt. Das Gebäude ist klein und ein bisschen altmodisch. Addie wirkt ziemlich gelangweilt, bis sie zu den Quallen kommen. Vor diesem Becken stehen sie lange und beobachten die Tiere. Addies hübsches Gesicht wird vom blauen Licht beschienen und sie wagt sich sogar ans Anfassbecken, was Stella lieber sein lässt. Glitschig und kalt ist nicht so ihre Kragenweite.

»Wie lange braucht man zu dem Aquarium in Monterey?«, fragt Addie, als sie wieder draußen sind. »Das soll doch das schönste hier in der Gegend sein, oder?«

Stella überlegt kurz. »Fünf oder sechs Stunden, denke ich.«

»Wirklich? Mir war wohl nicht klar, wie groß dieser Bundesstaat ist.«

»Wir könnten einen Zwei-Tages-Ausflug machen«, sagt Stella. »Kein Problem.«

Sie suchen sich einen Platz am Geländer des Piers und schauen aufs Wasser hinaus. Addie trägt Jeansshorts, einen blauen Kapuzenpullover und weiße Sneaker. Sie fröstelt ein wenig in der kühlen Brise. »Es gefällt mir hier.«

»Gut. Ich wäre traurig, wenn du wegziehen würdest.«

»Daddy meint, dass ich nächstes Jahr wieder aufs College gehen sollte.« Addie zieht an den Bändeln ihrer Kapuze und klammert sich

dann praktisch daran fest. Ihre Faust ruht über ihrem Herzen. »Dann bin ich lange genug hier, damit ich keine zusätzlichen Studiengebühren für den Wechsel in einen anderen Bundesstaat mehr zahlen muss.«

»Welches Fach?«

»Ich habe keine Ahnung!« Addie verdreht die Augen. »Aber ich habe ja noch Zeit, mich zu entscheiden. Mein bisheriger Abschluss ist in Soziologie. Wenn ich irgendwann nicht mehr in der Gastronomie arbeiten will, sollte ich wohl in dieser Richtung weitermachen.«

»Was hat dich an Soziologie interessiert?«

»Ehrlich gesagt habe ich einfach irgendwelche Kurse belegt, um herauszufinden, was ich machen will, bis ich mich irgendwann für ein Hauptfach entscheiden musste.« Addie steckt ihre Haare unter die Kapuze. »Also habe ich mir die Punkte angeschaut, die ich bis dahin gesammelt hatte, und die meisten waren in Soziologie.«

Stella lacht.

»Ich habe wirklich keinen Dunst, Tante Stella. Alle erwarten von mir ... Vielleicht liegt es daran, dass ich dir so ähnlich sehe, aber die Familie vergleicht mich ständig mit dir. Weil du die einzige Frau warst und ich das jetzt auch bin, aber du hast immer irgendwo großartige Dinge geleistet. Du hattest immer einen Plan. Ich hatte noch nie einen.«

»Oh, Honey«, sagt Stella. »Ich mache so vieles einfach aus dem Bauch heraus. Glaub mir.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Und ich habe jetzt gerade auch keinen Plan, oder?«

»Das ist was anderes. Du trauerst.«

»Und ich weiß, dass das nicht ewig so weitergehen kann, aber es ist so schwer, mich daraus zu lösen.« Sie legt Addie einen Arm um die Schultern. »Wir werden wohl einander helfen müssen.«

»Ja«, stimmt Addie ihr zu. »Ein Neuanfang. Deswegen bin ich hergekommen. Um ganz neu anzufangen.«

Dafür kommen die Leute nach Los Angeles, denkt Stella, und sie fragt sich, was für Addie so schlimm war, dass sie es unbedingt hinter sich lassen will.

Der Wind frischt merklich auf und es wird kälter. Gänsehaut breitet sich auf Addies nackten Beinen aus.

»Besorgen wir uns was Warmes zu trinken«, schlägt Stella vor. »Ich glaube, ich habe da hinten irgendwo ein Café gesehen.«



Nach dem Ausflug nach Santa Monica versinkt Stella wieder in ihrer Trauer und verschläft den Tag. Am Abend stopft sie in der Küche einen Rest Nudeln, kalte Pizza und eine halbe Schachtel Käsecracker in sich hinein. Sie schnüffelt an einem Karton mit Resten von chinesischem Lieferessen und isst den Inhalt dann, ohne ihn vorher aufzuwärmen, direkt am Spülbecken.

Sie betrachtet ihr jämmerliches Abbild, das sich im Glas des alten Fensters verzerrt widerspiegelt. Die Maklerin hat das Haus als historisches Juwel bezeichnet und ihr die Dielenböden, den Stuck an der Decke, die gepflasterte Terrasse und den Garten hinterm Haus angepriesen.

Aber Historie hat nicht umsonst einen vergleichsweise niedrigen Kaufpreis. Die Fenster mussten ausgetauscht werden. Das Dach ist an mehreren Stellen geflickt. Die Elektrik läuft noch auf einem einzigen Schaltkreis. Das Abwasser wird noch in eine Grube geleitet. Sie hat das Haus trotzdem gekauft, weil sie so sehr in das Viertel zurückwollte, in dem sie vor ihrer Hochzeit gewohnt hat. Als könnte sie damit in der Zeit zurückreisen. Als könnte eine Adressänderung ihren Schmerz lindern.

Vier Tage verbringt sie so niedergeschlagen, bis sie plötzlich um ein Uhr morgens das Bedürfnis verspürt, rausgehen zu müssen. Sie zieht sich eine dreckige Jogginghose und Addies schwarzen Hoodie über. Schlüpf in Flipflops und schnappt sich ihre Schlüssel.

Sie fährt zwei Blocks und parkt vor ihrem alten Haus. Dort betrachtet sie den weißen Hyundai und den alten, verbeulten Toyota, die in der Einfahrt stehen.

Wem sie das Haus verkauft haben, weiß sie nicht mehr, und außerdem könnten da jetzt inzwischen auch ganz andere Leute wohnen. Um solche Sachen hat Ron sich gekümmert. Sie war immer zu beschäftigt, wurde oft bei Gericht aufgehalten und wollte ihren Terminkalender nicht für etwas Banales wie den Verkauf einer Immobilie umplanen.

Sie schließt die Augen und versucht, sich das Innere ihres Hauses vorzustellen, wie es damals war. Geht im Geiste durch die Räume. Das

Haus war perfekt für zwei Leute, aber für Ron war es immer ihr, nicht ihr gemeinsames, also überredete er sie dazu, es zu verkaufen. Dann brach der Immobilienmarkt zusammen und sie landeten in einer kleinen Doppelhaushälfte, wo sie für ein Jahr die Füße stillhalten und abwarten wollten, ob die Lage sich wieder beruhigte. Daraus wurden zwei Jahre, dann, tja, dann starb Ron.

Sie fährt ziellos weiter durch die Straßen, schaut sich Häuser an, von denen einige im Dunkeln liegen, in anderen brennt Licht und hinter einigen Fenstern erkennt sie das Flackern eines Fernsehers. Als sie schließlich zu ihrem Ausgangspunkt zurückkommt, geht Stella auf, dass sie seit über einer Stunde wie ein Psycho im Auto ihres toten Manns durch ihr eigenes Viertel schleicht.

Sie parkt in der Einfahrt ihres Bungalows, bleibt aber sitzen und lauscht dem Ticken des Motors.

Sie sollte reingehen, bevor Addie nach Hause kommt, aber sie kann sich noch nicht bewegen.

Noch immer sitzt sie wie in Trance da, als plötzlich ein Auto, das wie ein Zivilfahrzeug des LAPD aussieht – klotzig, unauffällig, voller Antennen – am Bordstein hält. Stella schaut in den Rückspiegel. Die Scheinwerfer gehen aus und der Motor wird abgestellt.

Addie steigt auf der Beifahrerseite aus.

Mit einem Ruck öffnet Stella ihre Tür und verlässt den Wagen.
»Addie?«

Ihre Nichte zuckt erschrocken zusammen. »Gott! Was machst du denn hier draußen?«

»Wo ist dein Auto?«, fragt Stella.

»Liz hat mich nach Hause gefahren.« Addie versagt die Stimme, als würde sie weinen.

»Warum hast du mich nicht angerufen?«

»Habe ich«, zischt Addie und stürmt dann an ihr vorbei ins Haus, wo sie die Tür hinter sich zuknallt.

Stella will nach ihrem Handy greifen, aber die Jogginghose hat keine Taschen. Sie versucht, sich daran zu erinnern, wo sie es hingelegt oder das letzte Mal gesehen hat. *Shit.*

Elizabeth kommt auf Stella zu, bleibt aber mit etwas Abstand stehen. »Es gab eine Schlägerei bei Casey's. Jemand hat Schüsse abgefeuert und dabei die Lampen über der Bar getroffen. Das Personal hinter der Theke hat Glassplitter abbekommen.«

»Was?«, fragt Stella fassungslos.

»Addie geht es gut, aber sie hat einen ordentlichen Schreck bekommen. Alle haben den Tag freibekommen, damit der Schaden repariert werden kann.« Elizabeth versucht sich an einem Lächeln. »Sie kommt drüber weg, Stella.«

»Warum waren Sie um zwei Uhr morgens vor Ort?«

Elizabeth wirkt einen Moment lang perplex. »Addie hat mich angerufen, als Sie nicht ans Telefon gegangen sind«, erwidert sie ruhig. »Ich habe nicht an dem Fall ... Es war kein Mord. Zu einer Barschlägerei werde ich nicht gerufen.«

Stella nickt verlegen und ihre Wangen werden heiß. »Natürlich. Ja, das weiß ich, Captain.«

»Es ist schon spät«, fährt Elizabeth in dem gleichen ruhigen Tonfall fort. »Ich sehe morgen noch mal nach Ihnen beiden, okay?«

Sie formuliert es als Frage, aber Stella hat nicht das Gefühl, Mitspracherecht zu besitzen.

»Ich habe Sie noch nie in Jeans gesehen«, bringt sie hervor, obwohl das überhaupt nichts mit dem bisherigen Thema zu tun hat.

»Was haben Sie hier draußen in der Einfahrt gemacht, Stella?«, fragt Elizabeth und zu ihrer Ruhe gesellt sich nun Besorgnis.

»Ich wollte nur ...« Stella schaut zu dem SUV hinüber, weiß aber keine Antwort. »Ich sollte nach Addie sehen.«

Elizabeth wartet, bis Stella im Haus ist. Stella späht durchs Fenster und wartet, bis das Auto angelassen wird, die Scheinwerfer aufleuchten und das Geräusch des Motors in der Nacht verhallt.

Addies Schlafzimmertür ist geschlossen und der Spalt zwischen Tür und Boden dunkel.

Als Stella nachts zur Toilette geht, findet sie drei Glasscherben auf dem Rand des Waschbeckens, in denen sich das Mondlicht spiegelt.

Kapitel 3

Elizabeth sitzt mit Addie am Küchentisch, als Stella angezogen vom Kaffeeduft den Gang hinunterschlurft. Addie macht immer gleich eine ganze Kanne voll.

Auch so eine Carter-Sache. Bei ihnen gab es keine leeren oder kalten Kaffeekannen.

Stella trägt noch die gleiche Kleidung wie in der Nacht zuvor, jedoch keinen BH und ihre Haare hat sie zu einem mehr als unordentlichen Dutt zusammengebunden.

Addie und Elizabeth sehen auf, als sie den Raum betritt.

Stella macht direkt auf dem Absatz wieder kehrt.

Als sie das zweite Mal in die Küche kommt, hat sie ein frisches T-Shirt, saubere Unterwäsche und eine schwarze Yogahose an. Ihre Haare sind, wie sie sind. Damit müssen sie nun alle leben. Sie lächelt halbherzig. »Na, ihr zwei gebt aber ein hübsches Bild ab.«

»Konnten Sie sich etwas ausruhen?«, fragt Elizabeth.

Stella geht schweigend zur Kaffeemaschine. Sie weiß, dass die beiden sie beobachten und als sie sich mit ihrer Tasse in den Händen wieder umdreht, starrt Addie sie mit zusammengedrückten Lippen an. Elizabeth wirkt dagegen eher nachdenklich.

»Setz dich«, sagt Addie.

Stella gehorcht und hat nun Elizabeth auf der einen und Addie auf der anderen Seite. Sie nimmt einen Schluck von ihrem Kaffee, bevor sie ihre Tasse abstellt. Die Tasse – blau mit goldener Verzierung an Rand und Henkel – passt zu denen der anderen, weil Addie sie als Viererset gekauft hat.

»Ich gebe den Job nicht auf«, verkündet Addie.

»Niemand verlangt das von dir«, sagt Stella. »Ich ganz bestimmt nicht.«

Addie neigt den Kopf zur Seite. »Oh, echt?«

»Willst du denn aufhören?«

»Nein.«

»Na dann, Fall abgeschlossen. Du bist eine erwachsene Frau und ich nicht deine Mutter.«

Elizabeth lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und nippt an ihrem Kaffee.

»Menschen begehen ständig irgendwelche Straftaten.« Sie macht eine Geste zu Elizabeth. »Das weiß sie auch. Immerhin warst du in einem Laden, wo schnell Hilfe zur Stelle war.«

»Der Kerl mit der Knarre war betrunken«, erklärt Addie. »Ich habe ihm schon nichts mehr ausgeschenkt.«

»Wurde er verhaftet?«, fragt Stella Elizabeth, die nickt.

Addie entspannt sich sichtlich und umfasst ihre Tasse mit beiden Händen. »Irgendwie bin ich davon ausgegangen, dass du willst, dass ich kündige.«

»Ich vertraue darauf, dass du die richtigen Entscheidungen triffst«, erwidert Stella.

»Euch beiden geht es nun offenbar deutlich besser.« Elizabeth lächelt sie an und schiebt dann ihre Tasse von sich. »Ich würde gerne noch bleiben, aber ich muss zur Arbeit.«

»Steht unser Abendessen morgen noch?«, fragt Addie.

Elizabeth nickt. »Sie sind auch eingeladen, Stella. Josh ist gerade aus Santa Cruz hier. Er würde Sie sicher gerne wiedersehen.« Elizabeth hat drei Kinder, alle erwachsen. Josh ist das jüngste und zudem das einzige, das Stella persönlich kennt.

Sie antwortet nicht.

Nachdem Elizabeth gegangen ist, wäscht Addie ihre Tasse ab. »Ich würde mich freuen, wenn du mitkommst. Du verbringst zu viel Zeit allein.«

Stella will ihr klarmachen, dass sie sich eigene Freunde suchen kann, aber das war noch nie so. Alle Freundschaften waren immer von den anderen Leuten ausgegangen. Also seufzt sie nur. »Okay.«

Sie versucht, sich noch aus der Sache rauszuwinden, doch Addie schickt sie unter die Dusche und sucht ihr ein mit winzigen Blumen gemustertes Kleid und Knöpfen an der Vorderseite heraus. Danach dirigiert sie Stella auf einen Küchenstuhl und verbringt zwanzig Minuten damit, ihre langen blonden Haare zu bürsten, sie zu flechten und dann als Milchmädchen-Zöpfe um ihren Kopf herum festzustecken. Stella bewundert das Ergebnis, auch wenn die Frisur vielleicht ein bisschen zu jugendlich für sie ist.

Als Addie ihr anbietet, ihr auch beim Schminken zu helfen, schüttelt sie jedoch den Kopf und verschränkt die Arme vor der Brust. Darum kann sie sich nun wirklich selbst kümmern. Sie trägt unter Addies wachsamem Blick Wimperntusche und Lipgloss auf und pudert ihre Wangen mit ein wenig Blush.

»Fertig?«, fragt Addie.

»Ja. Auf in die Höhle der Löwin.«

»Oh mein Gott, krieg dich wieder ein.« Addie schüttelt den Kopf. »Elizabeth ist nett und so langsam kriege ich das Gefühl, dass du der Grund dafür warst, dass ihr nicht miteinander ausgekommen seid.«

Das versetzt ihr einen ziemlich heftigen Stich, also erwidert Stella nichts darauf.

Das Problem ist, dass Stella manche Sachen so gut kann, dass die Leute nicht nachvollziehen können, dass sie nicht *alles* gut kann. Als würden Erfolg im Gerichtssaal und das Schließen neuer Freundschaften die gleichen Fähigkeiten erfordern. Als wäre nicht genau das, was sie Kriminelle so geschickt in die Enge treiben lässt, genau der Grund dafür, dass sie in persönlichen Beziehungen ein Totalausfall ist.

Addie fährt. Offenbar war sie schon mal bei Elizabeth zu Hause. Für Stella ist es das erste Mal, sie hatte bislang keinen Anlass. Bevor sie das Morddezernat verlassen hat, war Elizabeth auch nur ein einziges Mal in ihrer Doppelhaushälfte: Als Stella einen Mörder namens Arthur Sullivan in Notwehr erschießen musste. Sein Fall war einer der wenigen gewesen, den Stella verloren hatte und trotz der Entscheidung der Jury war sie von seiner Schuld überzeugt – und er überaus nachtragend. Eines Abends war er bewaffnet bei ihr zu Hause aufgetaucht und sie hatte sich mit Rons privater Pistole verteidigt.

Elizabeth hatte ihre Einheit zum Tatort begleitet. Stella war froh, sie zu sehen und ehrlich gesagt auch dankbar. Der Schock saß tief und Elizabeths Präsenz vertraut und beruhigend.

Stella hatte noch nie jemanden getötet und der Staatsanwalt hatte ein psychologisches Gutachten verlangt, bevor sie ihre Arbeit wieder aufnehmen durfte, aber sie hatte ja keinen unschuldigen Fußgänger mit dem Auto überfahren. Sie hatte einen rachsüchtigen Mörder erschossen, der ihr etwas antun wollte und damit konnte sie ziemlich gut leben. Lieutenant Esposito merkte an, dass sie Polizistin und nicht Juristin hätte werden sollen.

»Tante Stella?«

Sie schaut zu Addie und merkt, dass sie sich in einem Wohngebiet befinden. »Sind wir da?«

»Wo warst du denn gerade mit den Gedanken?«

»Tut mir leid, ich war nur ... Die Fahrt hat ja nicht lange gedauert.«
Stella öffnet die Autotür.

Elizabeth wohnt im zehnten Stock eines Gebäudes, in dem sich nur Eigentumswohnungen befinden. Addie kündigt sie über die Gegensprechanlage an, woraufhin der Türsummer ertönt. Solche Wohnhäuser sind nicht Stellas Ding, aber sie kann die Vorteile nachvollziehen: Sicherheit, ein Pool, ein Fitnessraum.

Im Aufzug wird Stella zunehmend schlecht und sie versucht, sich zu beruhigen und ihre Gefühle beiseitezuschieben. Als sie schließlich vor Elizabeths Tür stehen, empfindet sie gar nichts mehr. Es ist, als würde sie sich selbst dabei beobachten, wie sie die schöne Wohnung betritt, Josh die Hand schüttelt, Elizabeth begrüßt und das Angebot ablehnt, ihre Strickjacke aufzuhängen. Die behält sie für den Moment gerne noch an, vielen Dank.

Zum Abendessen wurde ein Taco-Buffer aufgebaut, das aus verschiedenen Toppings auf der Küchenanrichte besteht. Sie stellen sich ihre Tacos selbst zusammen und nehmen ihre Teller dann mit zum Esstisch. Addie und Josh kennen sich bereits und unterhalten sich angeregt miteinander. Stella isst ihre beiden Tacos – einen mit Rind, einen mit Huhn – und antwortet, wenn man sie direkt etwas fragt. Ansonsten lauscht sie den Gesprächen und beobachtet, wie Elizabeth ihren Sohn

dazu ermutigt, mehr von sich zu erzählen. Er macht gerade seinen Abschluss in Wissenschaftskommunikation, was Stella irgendwann als Journalismus identifiziert. Oder das, wozu Journalismus in Zeiten von Direktnachrichten und Social Media geworden ist.

Addie fragt Josh über das College UC Santa Cruz aus. Wie ist es da so? Wie weit ist das von hier? Gefällt ihm der Campus? Warum wollte er dorthin?

»Mir wäre die UCLA hier vor Ort ja lieber gewesen«, wirft Elizabeth ein. »Aber ich wurde überstimmt.«

»Ich habe mein ganzes Leben in L.A. verbracht«, meint Josh. »Ich wollte mal woanders wohnen.«

»In einer anderen Küstenstadt in Kalifornien«, sagt Stella, bevor sie sich davon abhalten kann.

Josh schaut sie nur wortlos an, während Addie den Blick auf ihren Teller senkt. Um der Situation zu entgehen, steht Stella auf und bringt ihren Teller in die Küche. Elizabeth folgt ihr mit weiterem Geschirr.

»Kann ich Ihnen beim Aufräumen helfen?«, fragt Stella.

»Gerne.« Elizabeth öffnet einen Schrank, in dem sich sauber aufgestapelte Vorratsdosen mit den passenden Deckeln befinden. Welten von Stellas unordentlicher Schublade mit wiederverwendeten Frischkäsebehältern und leeren Joghurteimern entfernt.

Zusammen verpacken sie die Reste, bevor Stella das Geschirr vorspült und Elizabeth es in die Spülmaschine räumt.

»Ich freue mich, dass Sie heute Abend mitgekommen sind«, meint Elizabeth, schließt die Klappe und hängt das Geschirrtuch an seinen Haken.

Stella nickt und betrachtet dann den Kühlschrank: Da hängt ein Foto von Josh aus seinem letzten Highschool-Jahr, der Abriss einer Kinokarte für einen Marvel-Film, ein paar Extramagnete. An Stellas Kühlschrank hängt nichts. Sie weiß nicht mal, wo ihre alten Magnete sind. Vielleicht hat sie sie im Zuge der großen Aufräumaktion weggeworfen.

Elizabeth berührt sie am Arm und Stella bleibt vor Schreck beinahe das Herz stehen.

»Was?« Sie reibt sich die Stelle, an der Elizabeth sie angefasst hat.

»Ich habe gefragt, ob Sie Nachtisch möchten.« Elizabeth runzelt die Stirn, was die kleine Falte hinter dem Nasensteg ihrer Brille ein wenig vertieft. »Ich wollte sie nicht erschrecken.«

»Nachtisch. Gerne. Dürfte ich eben Ihre Toilette benutzen?«

»Den Gang runter.« Elizabeth deutet mit dem Kopf in die entsprechende Richtung.

Als Stella das geschmackvoll gestaltete Bad – weiße Fliesen, Ablagen aus Marmor, beige Handtücher und eine vollkommen Fremde im Spiegel – wieder verlässt, hört sie, wie sich die jungen Leute im Wohnzimmer unterhalten. Sie bleibt stehen, wo niemand sie sieht, und atmet ein paarmal tief durch, muss jedoch damit aufhören, als ihr schwindelig wird. Elizabeth wartet in der Küche auf sie.

»Es gibt Peach Pie«, sagt Elizabeth.

Pfirsiche haben gerade keine Saison, aber der Pie ist auch nicht selbst gebacken. Auf der Anrichte steht eine schicke Schachtel. Saison oder nicht, er schmeckt trotzdem gut.

Im Wohnzimmer unterhalten sich die Jungen über Musik – Josh hat eine Gitarre, kann aber nicht spielen und Addie kann spielen, hat ihre Gitarre aber in Tennessee gelassen. Daraufhin holt Josh das Instrument, das Addie stimmt, während Elizabeth das Geschirr vom Nachtisch abräumt und Stella durch den Wohnbereich schlendert. Tischlampen, Decken auf dem Sofa, eine staubige Plastikzimmerpflanze ... Offenbar das Einzige, was hier relativ viel Staub ansetzen kann. Sie nimmt die Kunst an der dunkelroten Akzentwand genauer unter die Lupe, die dem Thema Ballett gewidmet ist, und lauscht Addie, die inzwischen Seiten zupft und dabei eine Melodie summt.

Elizabeth tritt zu ihr. »Das war gar nicht so schlimm«, meint sie.

»Nein.«

»Die Sozialleistungen Ihres Manns erlauben es Ihnen, eine Trauerberatung in Anspruch zu nehmen«, sagt Elizabeth nüchtern, ohne den Blick von einem Retro-Print zu nehmen, auf dem Ballettschuhe zu sehen sind. Sie wendet sich Stella zu, die sie verblüfft anschaut. »Ich denke, das Angebot sollten Sie wahrnehmen.«

»Ich bin nicht ... Es ist nur ...«

»Ich maße mir kein Urteil an.« Elizabeth streckt die Hand aus, belässt es aber dabei. »Ich bin selbst ein großer Fan von Therapie, sei es nun für traumatische Einzelfälle oder dauerhaftere Zustände.«

Stella hält die Arme hinterm Rücken und bewundert weiter die Kunst an der Wand. Dann verschränkt sie die Arme vor der Brust und umarmt sich selbst fest.

»Ich weiß, dass es gerade mal ein halbes Jahr her ist.« Elizabeth klingt jetzt behutsamer. »Sie haben das Recht, sich so viel Zeit zu nehmen, wie sie brauchen. Aber wenn das LAPD schon mal bereit ist, für etwas zu bezahlen, sollten Sie das nutzen. Sehen Sie es einfach als Gelegenheit, dem Polizeichef jeden Cent aus der Tasche ziehen zu können, den er lieber geizig für sich behalten will.«

Gutes Verkaufsargument. Stella nickt.

»Sie haben den entsprechenden Papierkram vermutlich schon, aber ich schicke Ihnen noch mal alles zu, okay?«

»Okay.«

»Ich veranlasse das zügig«, verspricht Elizabeth. »Ich glaube, der Abend war lange genug für Sie. Wenn Sie also gehen möchten, nehme ich es nicht persönlich.«

»Möchten Sie uns loswerden?« Stella ist gleichermaßen erleichtert wie empört. »Sie sind so subtil wie Schüsse aus einem vorbeifahrenden Auto, Elizabeth.«

»Nein, meinerwegen können Sie bleiben, solange Sie wollen. Aber ich gebe Ihnen einen Ausweg.« Elizabeth zwinkert ihr zu und ruft dann über die Schulter: »Addie, ich glaube, deine Tante wird müde.«

»Ja, wir sollten langsam los.« Addie steht auf und legt die Gitarre vorsichtig aufs Sofa. »Danke. Das war ein schöner Abend.«

»Wir wiederholen das«, versichert Elizabeth ihr und umarmt Addie.

Im Auto fragt Stella: »Denkst du, dass ich eine Therapie brauche?«

Addie macht die Musik leiser. Ein langes schwarzes Kabel verbindet ihr Handy mit dem Autoradio. »Aber so was von. Vor allem, wenn sie dich nichts kostet.«

»Red bitte Klartext mit mir.«

»Findest du, dass du gut mit der Sache umgehst?«, fragt Addie. »Du schläfst den ganzen Tag, isst nur Mist und arbeitest nicht.«

Addie hat recht, aber ihre Worte treffen Stella wie ein Hammerschlag. Sie bringt keine Antwort hervor, zu sehr damit beschäftigt, den Schmerz zu ertragen, der die harte Wahrheit begleitet.

»Seit ich denken kann, warst du ein Workaholic.« Addie schlägt einen versöhnlicheren Tonfall an. »Und jetzt hast du auf einmal kein Interesse mehr an etwas, das mal ein riesiger Teil deines Lebens war.«

»Ich habe die Staatsanwaltschaft gehasst«, erwidert Stella ruppig. Das stimmt zwar nicht, aber sie fühlt sich entblößt, verletztlich, wie ein frischer Bluterguss. In dieses Leben wird sie nicht mehr zurückkehren, sie wird nie mehr die skrupellose Juristin sein. Nie mehr die Frau, die die Anwaltsprüfung in zwei Staaten beim ersten Versuch bestanden hat, die Frau, die jeden im Zeugenstand dazu bringen konnte, mit der Wahrheit herauszurücken.

»Okay. Dann mach was anderes«, entgegnet Addie.

»Und was? Was soll ich denn machen?«

»Weißt du, wer dir super dabei helfen könnte, das herauszufinden?«

»Sag jetzt nicht Elizabeth.«

»Elizabeth«, tut Addie genau das. »Die Frau, die seit gut sechs Jahren versucht, sich mit dir anzufreunden.«

»Warum?«, will Stella wissen. »Was hat sie davon?«

Addie schüttelt den Kopf. »Darum geht es nicht.«

»Als wir uns kennengelernt haben ...«

»Als ihr euch kennengelernt habt, hat sie sicher auf die Art reagiert, wie *du* mit *ihr* umgesprungen bist«, sagt Addie. »Lass es gut sein. Lern sie jetzt richtig kennen.«

Stella sinkt tiefer in ihren Sitz und murmelt mehr zu sich selbst: »Wer hat dich denn zur Vorsitzenden ihres Fanclubs gemacht?«

Addie dreht die Musik lauter.



Stella weiß, dass sie Hilfe braucht, um diese kindische Phase hinter sich zu lassen, also öffnet sie den großen weißen Umschlag vom LAPD, als er mit der Post kommt, und sieht rasch den Inhalt durch. Eigentlich sucht sie nach einer Nachricht von Elizabeth, findet aber nur ein Formular,

ein Schreiben über die rechtlichen Rahmenbedingungen und eine Hochglanzbroschüre.

Sie füllt das Formular und die Versicherungspapiere aus, aber dort anzurufen und einen ersten Termin auszumachen ist zu beängstigend und groß. Also schleicht sie noch drei Tage um die Sache herum, bis sie schließlich genug Mut dafür zusammenkratzt. Sie sitzt auf dem Teppich in der Sonne und beobachtet, wie die Zeiger der Uhr immer weiter Richtung fünf Uhr nachmittags wandern. Um 16:56 Uhr ruft sie an. Ihr Herz rast und ihre Hände sind kalt und schwitzig. Als sich jemand am anderen Ende der Leitung meldet, nennt sie ihren Namen und bittet um einen Termin für eine Trauerberatung.

Die Empfangsmitarbeiterin ist freundlich und sehr nett. Stella notiert sich auf der Rückseite des Umschlags, was sie mitbringen muss. Sie vereinbaren einen Termin in zwei Wochen, was sich wie eine Ewigkeit und zugleich viel zu bald anfühlt. Nachdem sie aufgelegt hat, legt sie sich auf den Teppich und atmet tief durch.

Sie schaut aus dem Fenster ins schwächer werdende Sonnenlicht. Und aus dieser Perspektive bemerkt sie auch die Unterseite der Fensterbank. Wer auch immer die zuletzt gestrichen hat, hat sich nicht die Mühe gemacht, auch die Unterseite zu bedenken. Die Sockelleisten weisen auch etliche Macken auf und der Boden ist dreckig. Vielleicht kann sie ja Leute engagieren, die hier sauber machen und streichen, wenn die Therapie sie wie von Zauberhand geheilt und sie wieder einen Job hat.

»Ha«, sagt sie in den leeren Raum hinein.

Sie bleibt auf dem Teppich liegen, bis sich ein schmerzhaftes Ziehen in ihren Hüften bemerkbar macht und die Sonne so tief sinkt, dass der warme Lichtfleck verschwindet. Sie steht mit protestierenden Gelenken auf und geht sich ein Bad einlassen.



Sie hätte sich zu ihrem Termin für ihre alte Arbeitskleidung entschieden, wenn sie nicht ihre kompletten Hosenanzüge entsorgt hätte – was auch immer die bringen sollten. Vielleicht, dass sie gar nicht trauert oder dass sie nicht zu viel oder falsch trauert. Dass sie funktioniert. Immerhin hat

sie etwas Sauberes an, auch wenn es Addie gehört, weil die ihre Wäsche öfter erledigt.

Sie sitzt auf dem Parkplatz vor dem Gebäude und ihr wird immer heißer und übler. Sie weint. Ihr wird klar, dass sie nicht hineingehen kann.

Sie ruft Addie an, landet jedoch auf der Mailbox, also versucht sie es in Ermangelung an Freunden und Familie, die ihre Situation auch nur im Ansatz nachvollziehen könnten, bei dem einzigen anderen Menschen, der ihr einfällt.

Elizabeth hebt sofort ab. »Stella?« Sie klingt besorgt.

»I-i-ich kann nicht.« Sie weint so heftig, dass sie kaum noch Luft bekommt.

»Was ist los? Was ist passiert?«

»Ich sch-schaffe es nicht«, bringt sie erstickt hervor. »Ich kann da nicht reingehen. Es geht nicht.«

»Wo reingehen?«

Stella drückt sich den Handballen gegen ihr linkes Auge. Als sie die Hand wieder senkt, ist ihre Haut feucht und voller Mascara.

»Schaffen Sie es nicht, zur Trauerberatung zu gehen?«, fragt Elizabeth nach einer kurzen Pause.

Stella nickt, doch dann geht ihr auf, dass Elizabeth die Kopfbewegung nicht sieht. »Ich bin noch nicht so weit.«

»Ich glaube nicht, dass man dafür bereit sein kann. Es ist immer schwer. Es ist in Ordnung, Angst zu haben.«

»Sie verstehen nicht. Ich kann mich nicht bewegen.«

»Okay«, sagt Elizabeth. »Wo sind Sie?«

»Was?«

»In welcher Praxis? Welcher Arzt?«

»Elizabeth ...«

»Raus damit, wer ist es?«

»Veronica Barrett.«

»Ich bin in zehn Minuten da.«

»Ich werde zu spät kommen.«

»Dann komme ich eben mit Blaulicht. Bleiben Sie, wo Sie sind. Es wird alles gut. Ich bin auf dem Weg.«

»Okay.« Stella fühlt sich klein und dumm und hilflos.

Als Elizabeth tatsächlich ein paar Minuten später eintrifft, weint Stella immer noch, jetzt aber wegen der Angst, sich zum Termin zu verspäten und außerdem hat sie ein schlechtes Gewissen Elizabeth gegenüber. Sie fühlt sich albern, weil sie offenbar nichts mehr alleine auf die Reihe bekommt.

Jemand muss Elizabeth gefahren haben, weil das Blaulicht ausgeht, als der Wagen auf den Parkplatz einbiegt und sie auf der Beifahrerseite aussteigt, bevor das Fahrzeug richtig zum Stehen gekommen ist. Es sieht aus, als wäre die Fahrerin eine Frau, aber Stella kann das durch den Tränenschleier nicht mit Sicherheit sagen. Nicht, dass sie sie erkennen würde; sie arbeitet schon so lange nicht mehr im Morddezernat, dass sie vermutlich die meisten in der Abteilung nicht mehr kennt und auch das gibt ihr ein merkwürdiges Gefühl und macht sie traurig.

Elizabeth öffnet die Beifahrertür des SUV und steigt ein, wobei sie Stellas Handtasche in den Fußraum stellt. »Hi«, sagt sie und fügt dann hinzu: »Oje.«

»Ich bin so dumm.« Stella vergräbt erneut das Gesicht in den Händen. Ihr Make-up ist inzwischen ohnehin total verschmiert.

»Sind Sie nicht. Sosehr es mich auch auf die Palme bringt, aber Sie sind einer der intelligentesten Menschen, die ich kenne.«

»Ich bekomme nicht mal ... diese eine Sache hin«, stammelt Stella zwischen Schluchzern.

»Doch, Sie schaffen das«, sagt Elizabeth. »Der schwerste Teil ist das Reingehen, also machen wir das zusammen.«

»Sie müssen nicht ...«

»Ich werde mit Ihnen reingehen, ich werde auf Sie warten und wenn Sie wollen, begleite ich Sie sogar in die Sitzung.« Elizabeth legt ihr eine Hand auf den Arm. »Sie sind nicht allein.«

»Okay«, erwidert Stella. »Okay. Okay.« Sie zieht den Schlüssel mit zittrigen Fingern aus der Zündung.

»Gehen wir.« Elizabeth schnappt sich Stellas Handtasche und legt sich den Riemen über die Schulter, bevor sie das Auto umrundet und Stellas Tür öffnet.

Die Polizistin, die Elizabeth hergebracht hat, sucht sich einen Parkplatz und stellt den Motor ab.

Stella kommt sich immer noch lächerlich vor, aber Elizabeths Anwesenheit gibt ihr seltsamerweise Kraft. Die Empfangsmitarbeiterin sieht auf und lächelt, als sie die Praxis betreten.

Die kühle Luft trocknet Stellas feuchte Wangen. »Ich bin viel zu spät«, murmelt Stella leise.

»Das ist nicht schlimm«, versichert ihr die Empfangsmitarbeiterin.

Elizabeth schiebt Stella mit einer Hand auf ihrem Rücken sanft zum Tresen.

»Ich bin Stella Carter.«

»Ich brauche nur Ihre Versicherungskarte.« Die Frau schiebt ihr ein Klemmbrett durch den Spalt in der Glasscheibe zu.

Während Stella danach sucht, setzt Elizabeth sich mit dem Klemmbrett in der Hand und beginnt, das Formular für sie auszufüllen. Bis Stella neben ihr Platz nimmt, ist sie schon halb fertig.

»Fühlen Sie sich besser?« Elizabeth wirft ihr einen Seitenblick zu.

»Hm ...«

Elizabeth schiebt ihre Brille nach oben in ihre Haare und mustert Stella wie eine Mutter, die abschätzt, ob ihr Kind Fieber hat. »Ihr Gesicht ist nicht mehr so rot und Sie atmen leichter.«

Stella sinkt auf ihrem Stuhl etwas tiefer. Wenn sie Elizabeth in einem Verhörraum gegenüber sitzen und ihrem durchdringenden Blick ausgeliefert wäre, was würde sie dann gestehen? »Geht schon«, antwortet sie schließlich.

Elizabeth reicht ihr das Klemmbrett. Nur die Lücke für ihre Sozialversicherungsnummer und ein paar andere Fragen sind noch leer. Ihre Adresse und sogar ihr Geburtsdatum hat Elizabeth korrekt ausgefüllt. Stella hat keinen blassen Dunst, wann Elizabeth Geburtstag hat.

Sie nimmt den Kugelschreiber, gibt ihre Sozialversicherungsnummer an und kneift dann die Augen zusammen, um die Fragen zu entziffern.

»Wo ist Ihre Brille?«, fragt Elizabeth.

»Weiß ich nicht«, gibt Stella zu. »Ich konnte sie heute Morgen nicht finden.«

Elizabeth schaut sie über das Klemmbrett hinweg an. »Nummer eins: Haben Sie das Gefühl, dass die Trauer Ihr Leben beeinträchtigt?«

Stella schnauft leise und schreibt *Ja*.

»Fühlen Sie sich von anderen Menschen abgeschottet?«

Bei dieser Frage winkt Stella nur ab.

Elizabeth fährt mit der dritten fort. »Gibt es Dinge, die Sie früher gerne gemacht haben, jetzt aber vermeiden?«

»Das ist doch dämlich.« Stella schreibt *TOTER EHEMANN* quer über die beiden letzten Fragen und reicht Elizabeth das Klemmbrett zurück, die nur grinst und es der Empfangsmitarbeiterin bringt.

Die Tür zu einem Raum innerhalb der Praxis wird geöffnet. »Stella?«

»Möchten Sie, dass ich mitkomme?«, fragt Elizabeth.

»Nein.« Auch wenn ein kleiner Teil von Stella sich genau das wünscht. Es ist besser, wenn sie das alleine macht. In Elizabeths Gegenwart würde sie nicht ehrlich antworten. Sie würde versuchen, die Frau zu beeindrucken oder zu sagen, was sie vielleicht hören will. So oder so war der Weg hierher tatsächlich das Schwerste, und jetzt, wo sie hier ist, weiß sie gar nicht mehr so richtig, warum sie eigentlich Panik bekommen hat. »Sie sollten wieder an die Arbeit gehen. Ich meine, vielen Dank, aber Sie haben ... mehr als genug getan. Gott, ich kann nicht fassen, dass ich Sie angerufen habe.«

Elizabeth sieht sie mit hochgezogener Augenbraue an, erwidert aber: »Gern geschehen.«

Stella steht auf und folgt der Therapeutin in den Nebenraum. Sie setzen sich einander gegenüber in bequeme Sessel.

Dr. Barrett sieht den Papierkram durch. »Hier steht, dass Sie vor Kurzem Ihren Ehemann verloren haben«, beginnt sie das Gespräch.

»Vor sechs Monaten. Na ja ... jetzt sind es wohl schon fast sieben«, sagt Stella. »Er war Polizist. Ist im Dienst gestorben.«

»Ich verstehe.«

»Er wurde ermordet. Mitten im Gebäude der Hauptverwaltung.«

»Das muss furchtbar gewesen sein. Ihr Verlust tut mir sehr leid.« Dr. Barrett klingt mitfühlend und schreibt etwas auf ihren Notizblock.

»Ich habe lange mit der Polizei zusammengearbeitet, also waren mir die Risiken des Jobs klar. Das dachte ich zumindest.« Stella zuckt mit den Schultern.

Dann erzählt sie von Addie, wie sie ihren Job gekündigt hat, von dem kleinen Haus und dass sie inzwischen kaum noch vor die Tür kommt. Dass sie keine Hobbys, Ziele oder Freunde mehr hat.

»Wer saß denn bei Ihnen im Wartezimmer?«, fragt Dr. Barrett.

»Elizabeth?«, fragt Stella. »Oh, wir sind keine Freundinnen.«

»Nicht?«

»Nein. Wir haben früher mal zusammen gearbeitet.« Stella rutscht unruhig in ihrem Sessel herum und schiebt die Finger unter ihre Oberschenkel, als würden ihre Hände verraten, wie unwohl sie sich gerade fühlt. »Unsere berufliche Beziehung war zu Beginn ziemlich angespannt und bis sich das endlich gebessert hat, habe ich die Abteilung verlassen.«

»Was hindert Sie dann jetzt daran, mit ihr befreundet zu sein?«, erkundigt sich Dr. Barrett. »Sie arbeiten beide für die Strafverfolgungsbehörden und sind im gleichen Alter. Das sind doch recht gute Voraussetzungen für eine Freundschaft.«

»Sie hat sich mit Addie angefreundet.« Stella kann die Abneigung in ihrer Stimme nur schlecht verbergen.

»Ihre Nichte?«

»Ja. Sie haben sich auf der Beerdigung kennengelernt. Seltsam, oder?«

Dr. Barrett denkt einen Moment lang darüber nach. »Ungewöhnlich vielleicht, aber nicht seltsam. Aber gut, wenn Sie nicht befreundet sind, warum hat sie Sie dann heute begleitet? War sie in offizieller Funktion hier?«

»Nein«, antwortet Stella. »Ich ... ich wusste nicht, wen ich anrufen sollte und hatte ... ein paar Schwierigkeiten auf dem Parkplatz.«

»Inwiefern Schwierigkeiten?«

»Ins Gebäude zu gehen, kam mir unmöglich vor. Im Moment fällt mir alles so unglaublich schwer.«

Dr. Barrett notiert erneut etwas. »Also haben Sie Elizabeth angerufen, die definitiv nicht Ihre Freundin ist, und sie hat auf der Arbeit alles stehen und liegen gelassen?«

»Ich erwarte nicht, dass Sie das verstehen.«

Dr. Barrett lächelt. »Ich würde mich freuen, wenn Sie weiter zu mir kommen würden, Stella. Wenn Sie das möchten. Kathy gibt Ihnen einen neuen Termin, bevor Sie gehen.«

»Klar. Okay.« Es fühlt sich an, als hätten sie eigentlich über nichts geredet, Ron kam quasi gar nicht zur Sprache, aber die Uhr an der Wand zeigt, dass eine Dreiviertelstunde vergangen ist.

Sie verlässt den Raum durch eine andere Tür und findet sich auf der gegenüberliegenden Seite des Empfangstresens wieder. Kathy sieht lächelnd auf.

»Dr. Barrett möchte, dass ich einen weiteren Termin vereinbare.«

»Wunderbar! Welcher Tag und welche Uhrzeit passen Ihnen denn? Wann haben Sie Zeit?«

»Wortwörtlich immer.« Stella entweicht ein selbstironisches Lachen.

Sie wirft einen Blick ins Wartezimmer, entdeckt Elizabeth jedoch nirgends. Gut. Sie sollte sich hier nicht wegen Stella den Hintern platt sitzen.

Nachdem der neue Termin vereinbart ist, geht sie zurück zum Parkplatz. Die Sonne ist strahlend hell und Stella kneift die Augen zusammen und schirmt sie mit einer Hand ab.

»Wie ist es gelaufen?«, fragt eine Stimme wie aus dem Nichts und lässt Stella erschrocken zusammenzucken.

Elizabeth sitzt auf der kleinen Stützmauer neben dem Eingang. Sie steht auf und klopft sich den Hosenboden ab, bevor sie sich die Haare über eine Schulter nach hinten streicht.

»Ich dachte, sie wären gegangen«, erwidert Stella verärgert. Ihr Puls rast immer noch.

»Ich hatte doch gesagt, dass ich bleibe«, erwidert Elizabeth gelassen. »Und ich habe Maria wieder aufs Revier geschickt, also brauche ich jetzt eine Mitfahrgelegenheit.«

Stella legt sich den Riemen ihrer Handtasche über eine Schulter. Sie fühlt sich unwohl, obwohl sie doch diejenige gewesen ist, die Elizabeth angerufen hat. Zu dem Zeitpunkt war ihr das nur vernünftig vorgekommen, jetzt dagegen erscheint es ihr albern.

»Möchten Sie darüber reden?«, fragt Elizabeth auf dem Weg zum SUV.

»Ich komme in zwei Wochen noch mal her«, sagt Stella. »Es war also okay, denke ich.«

»Mögen Sie sie? Therapie ist keine Einbahnstraße. Sie müssen auch mit ihr klarkommen.«

Stella zuckt mit den Schultern. »Ich fühle eigentlich überhaupt nichts mehr.« Sie wirft Elizabeth einen Seitenblick zu. »Wenn ich nicht gerade eine Panikattacke habe.«

»Natürlich«, erwidert Elizabeth trocken. Sie schaut auf ihre Uhr. »Machen wir einen Abstecher zu Starbucks.«

»Ich habe Sie schon viel zu lange von der Arbeit abgehalten.«

»Ich bin der Boss«, sagt Elizabeth. »Was sollen sie denn machen? Mich feuern?«

Stella schnaubt leise. »Ich dachte, dass Sie gerne beim Morddezernat sind. Dass Sie dort hinpassen. Wie lange ist das jetzt her? Sieben Jahre?«

»Ich mag meine Abteilung. Dem LAPD an sich gegenüber bin ich weniger positiv eingestellt.«

Gleich die Straße runter ist ein Starbucks. Sie entscheiden sich für den Drive-in und Stella lässt sich von Elizabeth einladen.

»Danke.« Sie halten gerade vor dem Verwaltungsgebäude an einer Ampel. »Sie hätten mir nicht helfen müssen.«

»Stella«, entgegnet Elizabeth. »Wenn ich heute an die Jahre unserer Zusammenarbeit zurückdenke, sehe ich so vieles, was ich hätte anders machen sollen. Ich habe das Gefühl, als hätten wir gerade begonnen uns anzunähern, als Sie den neuen Job angenommen haben und danach sind wir uns nicht mehr über den Weg gelaufen. Man bekommt nicht immer eine zweite Chance, aber ich fände es schön, wenn wir Freundinnen werden. Josh ist aus dem Haus und ich arbeite quasi rund um die Uhr. Für mich ist es auch schwer, erträgliche Leute kennenzulernen, die mit dem Schichtdienst klarkommen und ...«

»Oh Mann, Elizabeth. Na schön! Sie haben gewonnen!«

Die Ampel schaltet auf Grün und Stella überquert die Kreuzung.

»Addie mag mich«, fährt Elizabeth leise fort. »Ist das nichts wert?«

»Doch.« Addies Meinung bedeutet ihr viel und Elizabeth war bisher durchweg lebenswürdig. Es gibt keinen guten Grund für Stella, sie weiterhin auf Abstand zu halten. »Schon gut. Werden wir Freundinnen. Beste Freundinnen.«

Elizabeth schnaubt spöttisch und sie müssen beide lachen.

Das fühlt sich eigentlich ganz gut an. Lachen.

Stella hält am Borstein.

Elizabeth öffnet die Tür, dreht sich dann noch mal um. »Ich ruf dich an.«

Dann verschwindet sie in dem Gebäude, in dem Stella früher so viele ihrer Arbeitstage verbracht hat. Ein Gebäude, in dem sie jetzt nichts mehr zu suchen hat.

Sie fährt nach Hause.

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Weltbild, und viele andere Anbieter.